



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lebenserinnerungen

Waldeyer-Hartz, Wilhelm von
Bonn, 1922

IV. Universitäts - Studentenjahre.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-61989](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-61989)

Die Ferien zwischen Gymnasium und Universität verbrachte ich damit, zu botanisieren und die Antigone des Sophokles, von der wir auf der Schule nur etwa den vierten Teil durchgenommen hatten, bis zu Ende zu lesen. Die Chorgesänge lernte ich auswendig und freute mich daran, sie zu rezitieren. Als Universität wählte ich Göttingen, weil es meiner Heimat am nächsten lag und mir auch von einem Göttinger Studiosus juris, den ich in Paderborn kennen gelernt hatte, empfohlen war. Er hatte mir einen guten Rat gegeben.

IV. Kapitel.

Universitäts-Studienjahre.

1. Göttingen.

Fahrt nach Göttingen. — Mathematische Studien. — Übergang zur Medizin. — Studentenleben. — Vorlesungen bei Stern, bei Wöhler, bei Wilhelm Weber, bei Henle. — Erlebnisse bei Rudolf Wagner und bei Baum. — Bauchrednerei. — Zwei Hinrichtungen; Bemerkungen zur Todesstrafe.

Ende Oktober des Jahres 1856 zog ich als junger Musensohn, 20 Jahre alt, zur Leinestadt. Zunächst war ich in Beverungen an der Weser eingekehrt, um mit meinem Freunde Rochell noch einige Tage zusammen zu sein. Mit der Post fuhr ich an einem schönen Herbstmorgen nach der nächsten Bahnstation. Die Straße berührt das große Waldgebiet des Sollings. Ich war der einzige Reisende. Als wir in den prächtigen Laubwald mit seiner schönen Herbstfärbung einlenkten und ich von der Höhe, die wir langsam hinanfuhr, den Blick rückwärts in das heimische Wesertal wendete, ging mir das Herz auf. Ich bat den Postillon, uns ein lustiges Lied zu blasen. Gern ging er darauf ein und es blieb nicht bei dem einen. Ich machte zwar damit gleich einen unvorhergesehenen Eingriff in meinen bescheidenen Wechsel, dem selbst die kleine Gabe an den Postillon fühlbar war; aber ich freue mich noch heute darüber, daß ich es getan habe. Niemand, der es nicht selbst erlebt hat, weiß, wie einem jungen Mulus bei der Eigenart des deutschen Studentenlebens, die ihm ja doch schon mehr oder minder bekannt ist und die ihm sicherlich noch viel schöner vorschwebt als sie wirklich ist, zumute ist, wenn er sich zum ersten Male auf dem Wege zur erwählten Musenstadt befindet. Und

wenn er, gesund und frisch an Leib und Seele, nicht mit der rasselnden, schrill schreienden, qualmenden Eisenbahn durch die Gelände raset, sondern gemütlich und gemächlich reist, wie ehemals zu Fuß, zu Pferd oder auch, wie ich damals, allein, Herr im Postwagen, zusammen mit einem verständnisvollen und gemütlichen Schwager¹, der seinem Posthorn lustige Weisen zu entlocken wußte. Da gehört einem die ganze Welt und man versteht Schillers Lied an die Freude!

Beim Niederschreiben dieser Zeilen kommt mir der innige Wunsch, daß doch die Eigenart unseres deutschen Universitäts- und Studentenlebens uns erhalten bleiben möge. Es liegen so viele unschätzbare Imponderabilien darin, die auf das ganze spätere Leben ihren bedeutsamen und guten Einfluß üben, daß man sie nicht schwinden sehen mag. Dieser Wunsch drängt sich jetzt in der Zeit dieses Weltkrieges, der alles Bestehende über den Haufen geworfen hat, doppelt auf. Wird nach diesem Kriege, fragt man sich, das deutsche Leben so weiter geführt werden, wie bisher? Gewiß, wir werden manches gern fallen lassen und vergessen, aber unsere deutschen Universitäten und die deutschen Studenten sollten uns erhalten bleiben, wie sie jetzt waren und sind! —

In Göttingen wurde ich durch den angesehenen Juristen Hofrat Dr. Kraut unter die akademischen Bürger aufgenommen. Ich belegte in meinem ersten Semester die Vorlesungen über Analysis und analytische Geometrie bei Stern, Physik bei Wilhelm Weber, Chemie bei Wöhler, Vulkanologie bei Hausmann, Logik und Psychologie bei Lotze. Im Sommersemester Differential- und Integralrechnung und höhere Gleichungen bei Stern, Mechanik bei Ulrich, den zweiten Teil der Physik bei W. Weber, und Metaphysik bei Lotze. Zu Hause arbeitete ich alle Vorlesungen sorgfältig lehrbuchmäßig aus; die meisten Hefte besitze ich noch jetzt. Nur das besonders genau bearbeitete Heft über Differential- und Integralrechnung, welches ich einem Bekannten geliehen hatte, ist mir abhanden gekommen; er verließ Göttingen und nahm das Heft mit sich. Da er erfuhr, daß ich vom Studium der Mathematik zurückgetreten sei, nahm er an, daß ich keinen Wert mehr auf den Besitz lege. Ich unterließ es, ihn zu mahnen.

In der Vorlesung bei Wöhler hatte ich einen jungen Hildesheimer

¹ Mit dem Namen „Schwager“ wurden die Postillone angeredet.

Kommilitonen, Josef Koch, Studenten der Medizin, kennen gelernt. Wir gefielen einander; er wurde absichtslos die äußere Veranlassung, daß ich mich dem Studium der Medizin, speziell dem der Anatomie zuwendete. Er schwärmte mir viel von der Vorlesung J. Henles über Anatomie vor und sagte, wenn ich wirklich einmal einen ausgezeichneten Dozenten hören wolle, der seine Zuhörer fessele, dann müsse ich zu Henle ins Kolleg gehen. Ich tat das. Der Eindruck, den Henle und wohl auch der Gegenstand seiner Vorlesung, die Anatomie, auf mich machte, war ein überwältigender. Ich hatte keine ruhige Stunde mehr; immer sagte ich mir, das mußt du studieren, das ist dir zum Lebensberufe bestimmt! Es war gegen Ende meines zweiten Semesters, des Sommersemesters 1857.

Mittlerweile war in mir auch der Wunsch aufgetaucht, zwar dem Lehrerberufe treu zu bleiben, jedoch alles daran zu setzen, Universitätslehrer zu werden. Dabei sagte ich mir, wenn ich das werden wolle, müsse ich mich auch schöpferisch in dem gewählten Lehrfache betätigen, nicht bloß Lehrer, sondern auch Forscher sein. Mehrere Male besuchte ich noch Henles Vorlesungen und es wurde mir klar, daß ich in den anatomischen Disziplinen wohl eigene Arbeit würde leisten können, während ich in der Mathematik und Physik zwar spielend leicht den Vorlesungen folgen konnte, Cauchys Analyse algébrique und einen Teil von Eulers Werken ohne Mühe und mit vielem Interesse durchgearbeitet hatte und Lust und Liebe zur Sache bewahrt hatte, aber in dem ersten Jahre meiner mathematischen Studien mir noch keine neue mathematische Aufgabe gestellt hatte. Da kamen mir Zweifel, ob meine mathematische Veranlagung hinreichend sei, um mit Erfolg den Weg zu einer Hochschuldozentur in diesem Fache betreten zu dürfen. Ohne genaue Prüfung wollte ich jedoch mein bisheriges Studienfach, welches mir lieb und wert geworden war, nicht verlassen. Ich entschloß mich, meines Lehrers Stern Rat einzuholen. Ich ging zu ihm und legte ihm die Frage vor, ob er mir rate, beim Studium der Mathematik zu verbleiben, wenn ich beabsichtigte, Hochschullehrer zu werden, bis jetzt, nach einjährigem Studium, mir aber noch keine eigene Aufgabe gestellt hätte. Stern unterhielt sich längere Zeit mit mir über diese Frage, erkundigte sich nach meiner Stellung zur Mathematik auf dem Gymnasium und nach allem, was ich bisher in Göttingen in meinem Fache gearbeitet

hätte und gab mir dann den Rat, nicht die Universitätslaufbahn ins Auge zu fassen, wenn ich beim Studium der Mathematik bleiben wolle. Die ganze Art, in der Stern mit mir über diese gewiß nicht leicht zu nehmende Sache verhandelte, flößte mir volles Vertrauen ein, so daß seine Meinung, die ja auch mit meinem inneren Empfinden zusammenstimmte, ausschlaggebend für mich wurde. Noch heute bin ich Stern, den ich als einen ausgezeichneten Lehrer stets verehrt habe, von Herzen dankbar für seinen Rat. In den Herbstferien teilte ich meinen Eltern meinen Entschluß mit, „umsatteln“ zu wollen, wie der studentische Ausdruck lautet. Sie würdigten meine Gründe und gaben ihre Zustimmung.

Es ist mir stets wertvoll erschienen, auch für mein Fach als Anatom eine gute mathematische Vorbildung genossen zu haben. Die organischen und entwicklungsgeschichtlichen Vorgänge erfahren durch die Funktionslehre und die Differentialrechnung eine Beleuchtung, die zu ihrem Verständnis beiträgt, und ohne gute mathematische Vorkenntnisse ist eine voll befriedigende Einsicht in die Knochen- und Gelenklehre, wie sie ja der Anatom haben muß, nicht zu gewinnen. Für die Physiologie ist eine gute mathematische Vorbildung vollends unerlässlich.

Manche von den Vorlesungen, die ich als Student der physikalisch-mathematischen Wissenschaften bereits gehört hatte, wie Chemie, Physik und die Vorlesungen bei Lotze, hätte ich auch als Mediziner hören müssen und so hatte ich die beiden Semester für mein späteres Studium nicht ganz verloren. Ich kehrte zum Wintersemester 1857/58 als Student der Medizin nach der Georgia Augusta, vor allem Henles wegen, zurück, hörte bei ihm Knochen- und Bänderlehre, die er als besondere Vorlesung gab, dann den ersten Teil der übrigen systematischen Anatomie, der die Muskel- und Eingeweidelehre umfaßte und nahm an den Präparierübungen teil. Im Sommersemester 1858 hörte ich bei Henle Allgemeine Anatomie und den zweiten Teil der systematischen Anatomie, die Gefäß- und Nervenlehre. Außerdem hörte ich bei Bartling Botanik und bei Sartorius v. Waltershausen Mineralogie, und wagte es in diesem zweiten Semester bereits, ein Publicum über Knochenbrüche und Verrenkungen bei Baum zu hören, konnte auch, mit der Anatomie der Knochen und Gelenke schon vertraut, recht gut folgen.

Da ich als Preuße demnächst an einer preußischen Universität die medizinische Vorprüfung, derzeit als „Tentamen philosophicum“ bezeichnet, abzulegen hatte, mußte ich die damals Hannoversche Universität Göttingen verlassen. Ich tat es schweren Herzens, nicht ahnend, daß 8 Jahre später Göttingen zur preußischen Krone gehören würde. Bei der Niederschrift dieser Zeilen erinnere ich mich des Eindrucks, den seiner Zeit — es war im Jahre 1865 — ein Satz aus einer Ansprache des Königs Georg V. von Hannover auf mich machte. Irre ich nicht, so war es bei irgendeiner Festlichkeit in Göttingen, wo der blinde Monarch den Aufschwung seines Landes mit einem „glänzenden Meteor“ verglich. Ich sagte mir damals, daß dies ein höchst bedenklicher Vergleich sei und die Ereignisse des Jahres 1866, von denen mich diejenigen, welche Hannover betrafen, namentlich die Schlacht von Langensalza, insbesondere wegen meiner Göttinger Beziehungen und wegen der zahlreichen in Hannover und Braunschweig lebenden Verwandten, am tiefsten berührten, gaben dem Recht.

Aus meinen zwei Göttinger Studienjahren mögen hier noch einige Mitteilungen über das Studentenleben der damaligen Zeit, über meine Lehrer dort, über meine dort gewonnenen Freunde und einige andere Erlebnisse Platz finden:

Die Vorlesungen über die theologischen und philosophisch-historischen Fächer fanden in einem sehr bescheidenen Kollegienhause statt und die Hörsäle — Säle konnte man sie kaum nennen — waren in der einfachsten Weise hergerichtet. Ich hörte dort die Vorlesungen Sterns, Ulrichs und Lotzes. Für Chemie, Physik, Botanik, Zoologie und Anatomie gab es besondere Anstalten; das Anatomische Institut wird noch heute benutzt, hat aber einen Erweiterungsbau erfahren. Mehrere Professoren lasen in ihren Privatwohnungen, so Sartorius v. Waltershausen, Hausmann, der Mediziner Marx u. a.

Es war allgemeine Sitte bei den Studenten, aus kurzen Pfeifen zu rauchen; ich dachte, daß ich kein richtiger Bruder Studio wäre, wenn ich nicht die Lustwandlei auf der Weenderstraße mit der kurzen Pfeife im Munde mitmache, den sogenannten „Weender Bummel“, und es war eine meiner ersten Sorgen, mir eine solche Pfeife anzuschaffen; Zigarren wurden damals noch wenig geraucht. Man ging auch allgemein mit der Pfeife ins Kolleg und es wurde so lange geraucht, bis der

Professor eintrat. In den kleinen Zimmern war dann bei gutbesuchten Vorlesungen oft ein dichter Qualm. Am meisten war das der Fall beim Physiker Weber, der zwar einen geräumigen Vorlesungssaal hatte, der aber auch bis auf den letzten Platz gefüllt war. Nun las Weber nachmittags zwei Stunden hintereinander mit einer Viertelstunde Zwischenpause. Sobald Weber nach der ersten Stunde das Auditorium verließ, um in seinem anstoßenden Privatzimmer den Kaffee zu nehmen, setzten wir Zuhörer wie auf Kommando unsere Pfeifen wieder in Brand und wenn Weber zur zweiten Stunde erschien, war der Saal manchmal wie mit einem dichten Nebel gefüllt, der auch bei einzelnen Experimenten sich störend erwies. Weber sagte das auch, aber er verbat sich das Rauchen nicht, denn er rauchte selbst gern. Ich hatte meinen Platz so, daß ich die Tür, welche vom Hörsaal in Webers Privatzimmer führte, gut übersehen konnte. Ich bemerkte, daß, wenn Weber eintrat, er noch rasch ein paar Züge aus seiner Zigarre tat, die er regelmäßig vor der Vorlesung zu rauchen pflegte, und sie dann in ein kleines Schälchen legte, welches neben der Tür angebracht war. Wenn er nun nach Schluß der ersten Stunde den Hörsaal verließ und die Tür zum Privatzimmer öffnete, dann war sein erster Griff nach dem Zigarrenreste und sein getreuer Diener Michelmann war schon mit dem brennenden Streichholz zur Stelle.

Von Michelmann möge hier eine kleine Anekdote Platz finden. Er hatte neben der Tafel im Hörsaal seinen Platz und erhob sich still und langsam von Zeit zu Zeit, um Weber irgend etwas vom Instrumentarium zu reichen oder die Tafel, wenn sie Weber beschrieben hatte, abzuwischen. Weber brauchte nie etwas zu sagen, Michelmann wußte genau Bescheid, wenn's Zeit war; es klappte, wie bei einem Automaten. Nur einmal habe ich es erlebt, daß Michelmann sich irrte. Er war, nachdem Weber die Tafel mit einer längeren mathematischen Auseinandersetzung beschrieben hatte und dann, der Tafel den Rücken kehrend, an seinem Experimentiertische im Vortrage fortfuhr, langsam und bedächtig aufgestanden und hatte die Tafel gereinigt. Niemand hatte weiter darauf geachtet, da wir vermeinten, daß dies so, wie gewöhnlich, der Ordnung gemäß sei. Mit einem Male sagt Weber: „Also, meine Herren, ich hatte Ihnen auf der Tafel die Formel für diesen Vorgang entwickelt, Sie sehen hier . . .“, er drehte sich nach der Tafel um und stand eine Weile sprachlos, als er nichts sah, breitete

beide Arme aus und sagte in seiner unverfälschten sächsischen Mundart mit klagendem Tone: „Michelmann hats ausgewischt!“ Michelmann war, als sich Weber zur Tafel wendete, aufgestanden und sank nun völlig geknickt wieder auf seinem Stuhle zusammen. Weber sagte weiter nichts und beendete in gewohnter Weise seinen Vortrag. Ich war, als sich der Saal leerte, ein wenig zurückgeblieben und stand gerade neben der Tafel, als Michelmann mich anredete und sagte: „Was sollen die Herren von mir denken! Aber der Herr Professor hat es dieses Jahr ganz anders vorgetragen wie früher, das konnte ich doch nicht ahnen; ich weiß doch Bescheid.“ — Ich habe es dem braven Michelmann gern geglaubt.

Das Korpsleben stand in Göttingen in hoher Blüte. Es gab die Roten Hannoveraner, von der Farbe ihrer Mützen so genannt, die Altbraunschweiger, die Bremenser, die Westfalen, die Sachsen, in welchem Korps die meisten Adligen waren und die Teutonen. Aber auch die Burschenschaften waren durch drei gutbesetzte und in Ansehen stehende Verbindungen vertreten, die Grünen Hannoveraner, von den Korps „Teejungen“ genannt, die Neubraunschweiger und die Hercynen, zu denen meist Theologen gehörten, die grundsätzlich die Mensuren ablehnten. Unter der gesamten Studentenschaft herrschte ein hochanständiger, vornehmer Ton, wie ich ihn an keiner anderen Universität wieder gefunden habe. Die Korps pflegten in ihrer Weise die Mensurpraxis, aber keineswegs in übertriebener Art und es wurde gut gefochten, nicht darauf losgeschlagen, wie ich es wohl anderwärts gesehen habe. Es heißt ja auch so in dem Studentenliede:

„Und in Göttingen
Da schlägt man gute Klingen.“

Weniger angenehm werden die beiden anderen Universitäten, an denen ich studierte, besungen:

„Und in Greifswald
Da weht der Wind so kalt,
Und nach Berlin
Ziehn nur Kamele hin.“

Die drei besten Schläger waren damals der Erste der Westfalen, der Erste der Roten Hannoveraner und ein Teutone. Gleich die erste Mensur, die ich zu sehen bekam, war die am feinsten durchgeführte,

die ich überhaupt gesehen habe: zwischen dem Senior der Westfalen und dem der Roten Hannoveraner. Die übliche Mensurzeit wurde durchgepaukt, aber beide Kämpen blieben unverseht; es war geradezu ein Genuß, diesem geschickten Waffengange zuzusehen; der große Saal war auch mit Studenten voll besetzt. Nach der Paukerei reichten beide Gegner, sich augenscheinlich hochachtend, einander die Hand. Man legte es mir nahe, bei den Altbraunschweigern einzuspringen, wie der studentische Ausdruck lautet; ich lehnte es jedoch ab, weil mir mein Wechsel nicht genügend erschien. Auch Conkneipant zu werden, lehnte ich ab nach meinem Grundsatz: Alles oder nichts!

In vollem Schwange stand noch der fast zwangsweise Frühschoppen für die Korpsstudenten auf der sogenannten „Fink“. Die Burschen saßen da an den schweren Eichentischen, in die manche Namen eingeschnitten sind, die später einen guten Klang erhalten haben.

Außer meinem Freunde Koch wurden mir noch mehrere Hildesheimer bekannt, unter ihnen der bereits erwähnte Neuphilologe, bei dem ich englischen Unterricht nahm, denn ich sah bald ein, daß ich, außer Französisch, noch mindestens das Englische beherrschen müsse, wenn ich den Weg zum Hochschullehrer verfolgen wolle. Dazu kam noch ein Westfale, Albert Kayser, der bald einer meiner besten Freunde wurde, und dem zuliebe ich mit nach Greifswald ging. Koch starb vor wenigen Jahren als Geheimer Sanitätsrat und Bahnarzt in Hildesheim, Kayser schon vor längerer Zeit in Frankfurt a. M., wohin er sich nach langen Jahren gut geführter ärztlicher Praxis in Wattenscheid zurückgezogen hatte, um seinem Sohne Heinrich, der dort als geachteter Frauenarzt lebt, nahe zu sein. Es war mir eine besondere Freude, den Sohn meines Freundes in Berlin zum Schüler zu haben und ihn dort als Dekan der medizinischen Fakultät im Beisein seines lieben Vaters zum Dr. med. promovieren zu können.

Der Kreis der Bekannten und Freunde, der sich um Albert Kayser, der sehr beliebt war, zusammengefunden hatte, verdankte ihm einst eine schöne sogenannte „Spritzfahrt“, die wohl Alle, die sie mitgemacht haben, dauernd in angenehmer Erinnerung festgehalten haben werden. Sie sei hier kurz berichtet: In den Pfingstferien des Jahres 1858 wollte Kayser einen Bekannten in Heiligenstadt, welcher Ort in einigen Stunden Fußwanderung von Göttingen aus zu erreichen ist, besuchen und wir, fünf oder sechs an der Zahl, gaben ihm bis zum

nächsten Dorfe, so hatten wir vor, das Geleit. Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen und unterwegs überkam uns die Wanderlust und es hieß, wir gehen mit bis Heiligenstadt! Ja, aber haben wir auch Geld? Die Taschen wurden umgekehrt. Kayser, der einen Bekannten besuchte, hatte nur ein paar Groschen Geld und wir übrigen hatten ungefähr drei Mark nach jetziger Münze zusammen. „Nun gehen wir erst recht mit,“ riefen Alle, „in Heiligenstadt wird der Wirt angepumpt.“ Wir konnten es ruhig wagen, denn in der Tat hatten damals die Göttinger Studenten auf Meilen weit im Umkreise Kredit. Als wir in Heiligenstadt ankamen, zog gerade eine Gänseherde vor uns her im richtigen Gänsemarsch; alsbald formierten wir uns in eine Reihe und zogen genau im Tempo hinter den Gänsen her in die Stadt zum großen Gaudium der sich ansammelnden Jugend. Im besten Wirtshause nahmen wir Quartier, ließen uns bei guter Speis' und gutem Trank wohl sein und nahmen abends an einer Kegelpartie mit den Bürgern der Stadt Teil. Am anderen Tage vergnügten wir uns in Heiligenstadt und Umgebung, wobei der Wirt sein Vertrauen auf die Göttinger Studenten bewies. Am dritten Tage zogen wir wieder gen Göttingen und nun hieß es, das Geld zusammenzubringen, um es dem Wirte zu schicken. Da traf es mich. Meine „Bude“, wie das Studentenheim heißt, lag am nächsten und so begleiteten mich Alle dahin. In der Haustür stand gerade der Postbote und fragte nach mir. Er hatte meinen Vierteljahrswechsel in Gestalt eines Geldbriefes für mich und reichte ihn mir hin. „Paßt ja ausgezeichnet,“ rief einer von meinen Begleitern, den wir den „Langen“ nannten, nahm mir den Brief aus der Hand, nahm so viel heraus, wie für Heiligenstadt nötig war und ich mußte mich mit dem Reste, so gut es ging, durchschlagen. Selbstverständlich bekam ich später den Betrag zurück.

Gern erwähne ich noch zweier Begegnungen, die zeigen, wie merkwürdig sich hin und wieder Bekanntschaften gestalten und erneuern. Als ich in das Kolleg Sterns über Analysis eintrat, hatte er bereits drei Vorlesungen gehalten. Ich nahm meinen Platz neben einem älteren Studenten, der in der vordersten Bank allein saß. Am Schlusse der Vorlesung stellte ich mich vor und bat ihn, mir mitzuteilen, worüber Stern in den voraufgegangenen Stunden gesprochen habe. Er gab mir Auskunft und nannte auch seinen Namen „Wagner“. Er war der Sohn Rudolf Wagners, des vielgenannten Göttinger Physio-

logen; ich traf ihn später wieder als den berühmten Nationalökonom Adolf Wagner, meinen Kollegen an der Universität Berlin und im Preußischen Herrenhause.

Zu der zweiten für mich bemerkenswerten Begegnung verhalf mir eine Einladung eines älteren Kommilitonen, der mit mir in demselben Hause wohnte, den Tee bei ihm einzunehmen. Außer mir war nur noch ein junger Student der Astronomie anwesend, mit dem ich später viele Jahre in der Berliner Akademie der Wissenschaften zusammenwirken sollte und den ich als einen der bedeutendsten Männer schätzen lernte, die mir im Leben begegnet sind, Arthur v. Auwers.

Physiologie hörte ich in Göttingen noch nicht, hospitierte aber einmal bei Rudolf Wagner. Da war ich Zeuge einer ergötzlichen Szene. Wagner hatte einen Frosch mit Curare, dem bekannten südamerikanischen Pfeilgift, behandelt, um seinem Auditorium die merkwürdige muskellähmende Wirkung dieses Stoffes zu zeigen. Das Tierchen war mit einer Glasglocke bedeckt, Wagner nahm die Glocke weg und sagte: „Ich kann jetzt den Frosch berühren, ihn mit der Pinzette kneifen, er wird sich nicht bewegen; damit faßte er mit der Pinzette ein Bein des Frosches und — siehe da — zur allgemeinen Überraschung der Zuhörer wie des Professors sprang der Frosch mit einem eleganten Satze vom Tische mitten unter die Studenten. „Staub, Staub,“ rief Wagner dem schon betagten Diener des Laboratoriums zu, „fangen Sie den Frosch!“ Das war leichter gesagt als getan; die Partie war ungleich, denn Staub war Asthmatiker, der Frosch aber nicht. Man kann sich die Heiterkeit, die diese Froschjagd bei den Studenten erregte, denken. Schließlich kamen diese dem atemlosen Staub zu Hilfe; der Frosch, der augenscheinlich eine zu geringe Dosis Curare bekommen hatte, wurde eingefangen, aufs neue curarisiert und diesmal gelang das Experiment zu voller Befriedigung.

Bei den anatomischen Präparierübungen hielt es damals jeder Präparant für nötig, zu rauchen; der Prosektor Teichmann, später Ordinarius der Anatomie in Krakau, ging mit gutem Beispiele voran, aber modernisiert; er rauchte nur Zigarren und ich bewunderte seine Kunst, die Zigarre mit den Lippen zu halten, während seine beiden Hände anatomisch beschäftigt waren und er dabei sprach. Jetzt wird auf den Präpariersälen, obschon es wohl überall den Studierenden freisteht, dort zu rauchen, nur noch selten davon Gebrauch gemacht;

in den Hörsälen vor Beginn der Vorlesung zu rauchen, ist auch wohl seltener geworden. Wenn damals in Göttingen ein Dozent es nicht wünschte, daß vor der Vorlesung in seinem Auditorium geraucht würde, so gab er dies durch Türanschlag bekannt. Ich entsinne mich, daß Lotze einen solchen Anschlag gemacht hatte.

Mit den Göttinger Bürgern, bei denen man Wohnung nahm, den „Philistern“, wie sie von den Studenten genannt wurden, stand man sich gut. Man zahlte die Wohnungsmiete nicht monatlich, sondern für das ganze Semester voraus. Diese Zahlweise hat ihr Gutes, denn dadurch wurde Mancher veranlaßt, bis zum Semesterschlusse auszuhalten. Man bemerkte damals auch in Göttingen nicht die öde Leere, die sich meist in den Hörsälen bemerkbar zu machen pflegt, wenn der erste Tag des letzten Semestermonats herankommt. Da der offizielle Semesterschluß althergebrachter Weise für das Wintersemester am 15. März, für das Sommersemester am 15. August ist, die Wohnungen jetzt aber meist pränumerando monatlich am ersten jeden Monats bezahlt werden, so reisen viele Studierende bereits vor dem Monatsersten ab. Auf der anderen Seite ist es üblich geworden, daß die Dozenten Ende Februar oder Juli mit ihrer Vorlesung fertig zu werden suchen, um die letzten Tage nicht vor leeren Bänken lesen zu müssen. Ebenso ist auch im Gefolge dieser Mietszahlungen der Anfang der Vorlesungen im neuen Semester im Sommer allmählich vom 15. April auf den Anfang des Mai und im Wintersemester vom 15. Oktober auf Anfang November hinausgeschoben worden. In Göttingen war das damals nicht so; meist wurde pünktlich mit den üblichen Terminen des 15. April und des 15. Oktober begonnen und am 15. März bzw. 15. August geschlossen. Mögen noch andere Ursachen bei den jetzigen bedeutenden Verkürzungen der Semester Einfluß geübt haben, jedenfalls hat die monatliche Mietszahlung dabei mitgewirkt.

Was man als Student brauchte, selbst an Tabak, Papier und anderen gewöhnlichen Bedarfsgegenständen, das nahm man auf Borg durch den Philister und zahlte, wenn der Wechsel kam. Ein wichtiges Faktotum war in Göttingen der „Stiefelfuchs“, wie er hieß. Die Stiefelfüchse waren ursprünglich die Reiniger der Kleider und des Schuhwerks, hatten sich aber im Laufe der Zeit zu einer besonderen Zunft entwickelt, namentlich bei den studentischen Verbindungen,

wo sie zu allen Diensten verwendet wurden. Ein gewandter Stiefelfuchs war eine sehr geschätzte Persönlichkeit. Durch den ständigen Umgang mit den Studenten hatten sie sich ein Stück studentischen Wesens angewöhnt, redeten in deren Sprache, kannten die Eigenarten der Dozenten, pumpten den Studenten, was meist nicht ihr Schade war und die älteren unter ihnen wußten vieles Ergötzliche und Bemerkenswerte zu erzählen, da sie mit vielen später bedeutend gewordenen Leuten in deren Studentenzeit bekannt geworden waren.

Von meinen Göttinger Lehrern gedenke ich als derer, die den bedeutendsten Einfluß auf mich gewonnen haben, Sterns, Friedrich Wöhlers, Wilhelm Webers und Jakob Henles.

Stern hatte einen ruhigen, musterhaft klaren Vortrag; es war geradezu eine angenehme Sache, ihm bei der Entwicklung auch schwieriger Dinge zu folgen und zu merken, wie er sie leicht und sicher darstellte, so daß nicht der mindeste Zweifel blieb. Ich erwähnte bereits, wie ich durch eine offene Aussprache mit ihm und, gefesselt durch Henles Vortrag, dazu kam, das Studium der Mathematik aufzugeben und zu dem der Anatomie überzugehen.

Dieselbe ruhige und klare Vortragsweise hatte Wöhler. Er las die gesamte Chemie sechsstündig wöchentlich in einem Semester, wobei er von der Organischen Chemie jedoch nur einen kurzen Abriß gab und uns auf die ausführliche Vorlesung Beilsteins, seines Assistenten, verwies, die ich jedoch nicht mehr gehört habe. Wenn Wöhler ein Thema berühren mußte, bei dem er selbst als fördernder Forscher beteiligt war, so namentlich beim Aluminium, dann erwähnte er seinen Namen grundsätzlich nicht; wir quittierten ihm aber jedesmal mit dem üblichen Beifallsgetrappel, daß wir Bescheid wußten. Beim Kapitel „Kohlenstoff“ kam Wöhler auf die Diamanten zu sprechen und man merkte ihm an, wie ihn das Problem der künstlichen Herstellung von Diamanten lebhaft interessierte. Es schien ihm auch Spaß zu machen, wenn er seine Vorlesung mit einem Knalleffekt schließen konnte. Es war ja auch ganz richtig, daß er die Vorführung eines Explosivstoffes an das Ende der Vorlesung verlegte, wo die Explosion am wenigsten störend war. Wöhler stellte sich dann etwas beiseite und hielt sich beide Ohren zu. Den stärksten Knalleffekt, bei dem die Fenster klirrten, gab er uns mit Jodstickstoff zum besten. Vortrefflich für den damaligen Standpunkt der

Chemie sind auch die Wöhlerschen kurzen Lehrbücher; ich habe aus ihnen und aus Wöhlers Kolleg eine, ich muß sagen, sehr gute Kenntnis der Chemie, wie sie damals war, erworben.

Ganz anders wie bei Stern und Wöhler war der lebhaft bewegliche Vortrag Wilhelm Webers. Er stand die ganze Zeit — zwei Stunden mit kurzer Unterbrechung — hinter dem großen Experimentiertische, ging von diesem zur Tafel, um dort mathematische Darlegungen, die er von Zeit zu Zeit dem Vortrage einflocht, anzuschreiben, dann wieder zum Tische zurück, um irgend etwas vorzuzeigen oder ein einfaches Experiment auszuführen, kurz, er war in fortwährender Bewegung. Beim Vortrage selbst sprach er rasch und mit lebhafter Gestikulation. Bei allem diesem war aber der Vortrag klar und übersichtlich. Das stets volle Auditorium, welches sich auch in den heißen sommerlichen Nachmittagsstunden so erhielt, zeigte, wie sehr Webers Vorlesung geschätzt wurde.

Von Henles meisterhafter Lehrweise habe ich bereits öfter erwähnt, daß sie mich zur Wahl meines späteren Berufes veranlaßte. Ich habe keinen Dozenten kennen gelernt, der in so ausgezeichneter Weise vortrug, wie Henle. Er sprach, vor der Tafel stehend, mit klarem, offenem Blick seine Zuhörer umfassend, völlig frei, gewandt und sicher mit einem angenehm klingenden Organ. Zuweilen strich er dabei mit einer charakteristischen, raschen Bewegung eine öfters vorkommende Haarlocke aus seiner Stirn. Das Hervorragendste war bei seinem Vortrage die meisterhafte Art, wie er das gesprochene Wort mit einer Tafelzeichnung zu verbinden wußte. So ließ er, während er irgendeinen Körperteil in Worten beschrieb, in derselben Zeit mit sicheren Strichen dessen Bild vor den Zuhörern auf der Tafel entstehen, so daß gleichzeitig Ohr und Auge den Gegenstand aufnehmen konnten. Dabei entstanden die schwierigsten Formgebilde, wie etwa ein Schläfenbein, so korrekt und mit solcher Leichtigkeit, daß sie wie zaubert erschienen. Ich habe mich bemüht, es meinem großen Lehrer nachzutun, bin aber doch nur ein Stümper gegen ihn geblieben.

Diese Art der Unterweisung in naturwissenschaftlichen Dingen, wobei es zunächst einmal auf genaue Erfassung von äußeren Formen ankommt, ist meiner Meinung nach die beste und eindrucksvollste. Sie wird ja auch stets in den betreffenden Vorträgen von den Dozenten mit mehr oder weniger Geschick geübt. Man ist in neuerer Zeit

vielfach mit der Demonstration großer, vom ganzen Hörsaale aus gut sichtbarer, vorher fertiggestellter Tafeln und besonders mit der Entwerfung von Lichtbildern vorgegangen; auch die Vorzeigung von Modellen, die jetzt in großer Vollendung angefertigt werden, ist sehr in Aufnahme gekommen. So empfehlenswert dieses alles ist, so kann es doch den Lehrwert, den die Verbindung eines guten, vor den Zuhörern entstehenden Bildes eines Gegenstandes mit dessen klarer Wortbeschreibung hat, nicht ersetzen. Ich werde später noch auf die Methoden des anatomischen Unterrichts, wie ich sie geübt habe, zurückkommen. Selbstverständlich fehlten beim Henleschen Kolleg die Demonstrationen der anatomischen Präparate nicht; wir konnten auch stets die Anatomische Sammlung besuchen und uns die dort aufgestellten Präparate ansehen.

Mikroskopische Demonstrationen gab es nur wenige; die Präparate wurden damals noch mit den einfachsten Mitteln hergestellt. Destilliertes und gewöhnliches Wasser, Kalilauge oder Natronlauge und Essigsäure waren fast die einzigen verwendeten Reagentien. Man kannte keine Färbungen, keine guten Härtungs- und Fixierungsflüssigkeiten, keine guten Dissoziierungsmittel, keine Einbettungen, keine Mikrotome und vor allen Dingen waren die zur Verfügung stehenden Mikroskope von Plössl und Schieck bei weitem nicht auf der Höhe, die man heute an diesen so hochwertigen Instrumenten mit Recht bewundert. Ich erinnere mich, daß Henle uns im Sommersemester 1858 einige Bindegewebspräparate mit einem großen Plösslschen Mikroskop zeigte und den sich herandrängenden Zuhörern sagte: „Nehmen Sie sich in acht, meine Herren, daß dies Instrument keinen Schaden leidet; es ist das Arbeitsmikroskop Johannes Müllers!“ Henle hatte es aus dem Nachlasse J. Müllers, der 1858 gestorben war, erhalten.

Für den anatomischen Präpariersaal standen damals nur wenige Leichen zur Verfügung; man wurde, sobald ein Übungspräparat zu handlen war, vom Anatomiediener bestellt und mußte oft wochenlang warten, bis man wieder an die Reihe kam. So präparierten gleichzeitig auf dem Übungssaale meist nur 4 bis 5 Studierende, und Prosektor Teichmann ebenso wie Henle hatten mit der Aufsicht und dem praktischen Unterrichte wenig Zeit und Mühe aufzuwenden. Doch war Teichmann in den festgesetzten Stunden stets

zugegen und stets zur Unterweisung bereit. In den Zeiten, in denen er nicht in Anspruch genommen wurde, arbeitete er an seinen berühmten Lymphgefäßinjektionen. So sah ich manches dieser Präparate entstehen. Ich habe auch Teichmann stets ein dankbares und ehrendes Andenken bewahrt, habe ihn, als er Ordinarius der Anatomie in Krakau war, von Berlin aus dort besucht und bin mit ihm in dauernden freundschaftlichen Verkehr getreten. Teichmann gab in Göttingen auch praktischen Unterricht in der mikroskopischen Anatomie, woran jedoch nur wenige Studierende teilnahmen. Diese praktischen Übungen kamen damals gerade auf. Ich beteiligte mich daran erst in Greifswald.

Zur Zeit meiner Studien unter Henle erschien die erste Auflage seines mit Recht berühmten Lehrbuches. Ich kann heute noch sagen, daß dieses Werk seinen vollen wissenschaftlichen Wert behalten hat. Henles Lehrbuch liest sich nicht wie dieses oder jenes andere; sicher ist aber, daß der, welcher sich die Mühe gibt, es wirklich mit Ernst zu studieren, die darin enthaltene Anatomie wirklich lernt. Noch heute nehme ich, wenn ich etwas nachsehen will, das Henlesche Werk gern zur Hand und bin kaum jemals im Bereiche dessen, was damals Besitzstand der menschlichen Anatomie war, ohne die gewünschte Auskunft geblieben. Henles Werke veralten nicht.

Es gehört zu meinen liebsten und befriedigendsten Erinnerungen, daß ich im Laufe der Zeiten zu meinem verehrten Lehrer Henle in freundschaftliche Beziehungen getreten bin. Von Königsberg aus schickte ich ihm für die von ihm und v. Pfeufer herausgegebene „Zeitschrift für rationale Medizin“ meine Erstlingsarbeit, der er freundliche Aufnahme schenkte. Von dieser Zeit an kam ich zu ihm in näheren Verkehr, der sich mehr und mehr freundschaftlich gestaltete. Mehrere Male besuchte ich ihn und es war mir immer eine Erfrischung und ein Genuß, mit ihm in Gedankenaustausch zu treten. Als die für seines 50jährigen Doktorjubiläums herannahte, übernahm ich die Sorge für eine ihm zu widmende Festschrift und wohnte der schönen Feier in Göttingen bei. Am Tage darauf lud er mich zu einem Mahle im engeren Familienkreise ein und schenkte mir seine Büste. Sie schmückt von da ab meinen Schreibtisch und es vergeht kein Tag, ohne daß ich mich in ihrer Betrachtung an meinen lieben Lehrer und Freund erinnere.

Als die Straßburger Anatomenstelle 1872 besetzt werden sollte und Max Schultze und Lieberkühn abgelehnt hatten, wurde ich auf Henles Empfehlung gewählt und damit der Normalen Anatomie, dem Ziele meines Lebens, erst dauernd gegeben. Als dann 1883 der einstige Lehrstuhl Johannes Müllers, dessen Prosektor und Freund Henle gewesen war, durch Reicherts Rücktritt frei wurde, ist wiederum Henle für meine Berufung eingetreten; er schrieb mir damals, ich möge es nicht so machen wie er 1858 und ablehnen, sondern ich solle dem Rufe folgen. Ich fühlte mich damals in Straßburg sehr wohl in der nach meinen und meines Freundes v. Recklinghausen Plänen neugebauten Anatomischen und Pathologisch-anatomischen Anstalt und wäre gern in Straßburg geblieben; aber Henles Rat bestimmte mich. In Straßburg erhielt ich den Besuch Henles und v. Köllikers, als das eben erwähnte Anatomische Institut eröffnet worden war. Ich fragte Henle, wie es ihm gefiele, er äußerte sich befriedigend, nur komme es ihm zu groß vor und, das Bildnis Johannes Müllers betrachtend, welches wir über der Eingangspforte hatten anbringen lassen, meinte er: „Ganz gut, aber ich würde ihm die Locken scheren lassen.“ Unser Bildhauer hatte allerdings dem großen Biologen einen zu üppigen Haarschmuck gegeben.

Als Henle 1858 den Ruf, an Johannes Müllers Stelle zu treten, abgelehnt hatte, wurde ihm von der gesamten Göttinger Studentenschaft ein Fackelzug gebracht, dem ein Ehrenkommers folgte. Ich, ihm damals wohl noch kaum bekannt, trat mit meinem Glase auch an ihn heran und stieß mit ihm an. Wir beide ahnten sicher nicht, daß ich dereinst den Ruf annehmen sollte, für dessen Ablehnung Henle gefeiert wurde.

Aus seiner letzten Leidenszeit datiert, besitze ich noch Briefe von Henle, aus denen ich doch eine für ihn charakteristische Stelle mitteilen möchte. Er schrieb: „Mich plagt jetzt manchmal eine sehr schmerzhaft Interkostal-Neuralgie, bei der mir aber besonders stört ist, daß sie mit meiner Theorie nicht stimmen will.“ Henle dachte dabei an venöse Stauungen in den Gebieten der Venae azygos und hemiazygos. Die Obduktion seiner Leiche zeigte, weshalb das nicht stimmen wollte. Er erlag am 13. Mai 1885 einer sarkomatösen Neubildung, die auf die Wirbelsäule übergreifen hatte (?).

Außer mit meinen Lehrern machte ich in Göttingen noch die erste

anknüpfende Bekanntschaft zweier mir später befreundet gewordener Kollegen, des Zoologen Ernst Ehlers und des Gynäkologen Otto Spiegelberg. Ehlers, damals Assistent am Zoologischen Institut, arbeitete an einer besonderen Untersuchung auf dem Göttinger Präpariersaale und Spiegelberg, Assistent des Gynäkologen v. Siebold, habilitierte sich gerade in der Zeit meines medizinischen Studiums in Göttingen. Er war bei den Studenten beliebt und als er seine Antrittsvorlesung hielt, wurden alle Mediziner zusammengerufen, um dieser Vorlesung beizuwohnen. Ich kam auch hin. Als der junge Dozent eintrat und das dichtgefüllte Auditorium bemerkte, welches ihn mit einem frenetischen Getrampel begrüßte, war er sichtlich aufs angenehmste überrascht von diesem Beweise seiner Beliebtheit und konnte nur zögernd und öfter stockend seine Vorlesung beginnen; bald aber fand er sich zurecht und führte sie trefflich zu Ende. Die Göttinger medizinische Studentenschaft hat sich damals in der Bedeutung, die sie dem jungen Dozenten zumaß, nicht getäuscht.

In der Klinik bei Baum wohnte ich auch einige Male den Operationen bei, die Baum, obwohl Äther- und Chloroformnarkose schon fast allgemein geübt wurden, grundsätzlich, wegen der seiner Meinung nach damit zu sehr verbundenen Lebensgefahr, nicht anwendete. Aus historischem Interesse erwähne ich dies und berichte, daß ich der Vornahme eines Steinschnittes beiwohnte, wobei der betreffende Patient in der für die Operation nötigen Stellung an Armen und Beinen gefesselt wurde, damit er keine störenden Bewegungen machen könne. Dabei bekam er eine Bleikugel in den Mund, um sich seinen Schmerz darauf zu verbeißen. Das leise Stöhnen des Mannes während der rasch und glücklich vollzogenen Operation war mir doch peinlich und ich konnte mich mit der Ansicht Baums nicht befreunden, wissend, daß es Mittel gäbe, die Schmerzempfindung zu beseitigen. Welcher Fortschritt seitdem in der Chirurgie!

Ehe ich meine Göttinger Zeit verlasse, mögen noch ein paar andere Erinnerungen verschiedener Art hier verzeichnet sein. Die erste, eine heitere, die sich in Henles Hörsaale abspielte. Es war ein Bauchredner nach Göttingen gekommen und hatte um die Erlaubnis nach-gesucht, sich in einem der Hörsäle der Universität mit seiner Kunst vorstellen und über diese vortragen zu dürfen. Er erhielt diese Erlaubnis und Henle erklärte sich bereit, seinen Hörsaal zur Verfügung

zu stellen. Gegen ein geringes Entgelt für den Künstler konnte man der Sitzung beiwohnen. Der Saal war mit Dozenten und Studenten der Universität dicht gefüllt; ich nahm auch teil. Der Mann hielt erst einen guten Vortrag über die Bauchrednerei und gab dann eine Reihe Proben seiner Kunst, die in der Tat sehr gut ausfielen und viel Interesse erregten. Dann sagte er, daß es gar nicht schwer sei, die Kunst des Bauchredens zu erlernen; er sei bereit, sie Jedem, der sie lernen wolle, auf der Stelle in aller Kürze beizubringen und bat, es möge sich ihm hier einer der Anwesenden zur Verfügung stellen. Da sich Niemand meldete, wandte er sich direkt an einen der zunächst Sitzenden, einen alten Mediziner, einen der „ewigen Studenten“, wie sie früher auf fast allen Universitäten nicht allzu selten waren, der unter dem Namen „der Arzt Schütte“ stadtbekannt und eine etwas komische Persönlichkeit war. Die zufällige Wahl erregte schon eine gewisse Heiterkeit, die sich noch steigerte, als der Arzt Schütte sich erhob und sich auf das etwas erhöhte Podium begab, wo der Künstler seiner harnte. Dieser sagte ihm nun, wie er es machen müsse, tief einatmen usw. „Nun machen Sie es so, wie ich es Ihnen gesagt habe und es Ihnen noch einmal vormache.“ Gesagt, getan; der Arzt Schütte holte Luft mit aller Kraft seiner Lungen; Jedermann blickte gespannt auf ihn. „Nun, los,“ sagte der Künstler; was aber der Arzt Schütte zum besten gab, war kein Bauchreden, sondern ein fürchterliches Grunzen, welches im Zusammenhange mit der Persönlichkeit des Versuchsredners äußerst komisch wirkte; unter einem Ausbruch allgemeiner Heiterkeit schloß die Sitzung.

Die zweite Erinnerung betrifft ein Erlebnis Spiegelbergs, mir von ihm erzählt; es entbehrt wohl nicht eines gewissen historischen Interesses. Es war Brauch, daß die für Göttingen neuernannten Professoren sich in Hannover beim Antritt ihres Lehramtes dem Könige persönlich vorstellen mußten. Spiegelberg wurde nicht lange nach seiner Habilitation zum außerordentlichen Professor ernannt. Hannover regierte damals der letzte Welfenkönig, der erblindete Georg V. Als Spiegelberg dem Monarchen durch einen der persönlichen Adjutanten vorgestellt wurde, stand der König in dem Saale, den Vorzustellenden erwartend, in voller Uniform. Der Adjutant sagte zu Spiegelberg: „Treten Sie dicht an S. Majestät heran, nehmen Sie seine Hand, wenn er sie Ihnen entgestreckt und führen Sie

diese zu Ihrem Gesicht und lassen Sie ruhig geschehen, was der König tut.“ So geschah es. Der König ließ, als er seine Hand an Spiegelbergs Gesicht fühlte, diese leicht einmal über das Gesicht gleiten, zog sie zurück und sprach dann den Vorgestellten freundlich an, sich nach dessen Studien, Lebensgang und Lehrfach erkundigend. Der Adjutant sagte nach der Vorstellung, daß der König durch diese kurze Beführung des Gesichtes einer ihm bis dahin unbekanntem Persönlichkeit sich eine gute Vorstellung von dessen Erscheinung mache, die er auch im Gedächtnis behalte.

In einer letzten ernsten Erinnerung sei einer öffentlichen Hinrichtung mit dem Schwerte gedacht, die im Jahre 1858 in Göttingen stattfand. Ich berichte darüber aus kulturhistorischem Interesse, da öffentliche Hinrichtungen, zumal mit dem Schwerte, seit langem nicht mehr stattfinden und wohl auch nie mehr stattfinden werden, glücklicherweise, setze ich nach den Erfahrungen, die ich in Göttingen machte, hinzu. Der zum Tode Verurteilte hatte an einem ihm vertrauenden Kameraden einen Raubmord begangen; die Strafe konnte also als eine gerechte angesehen werden und entsprach auch der allgemeinen Empfindung. Auf einem freien Platze in der Nähe der Stadt war ein weithin sichtbares Schaffott aufgeschlagen, auf welchem, außer dem Verurteilten, dem Scharfrichter und seinen Gehilfen und einigen Justizpersonen, auch noch mehrere Zuschauer Platz hatten. Ich befand mich unter diesen, konnte also den Vorgang gut beobachten. Ringsum auf der Richtstätte war eine nach vielen Hunderten zählende Menge versammelt. Der Verurteilte stand im weißen Gewande auf dem Schaffott neben dem Richtstuhle; der Scharfrichter im weiten Mantel, unter dem er das Richtschwert verborgen hielt, neben ihm. Von einem der Justizbeamten wurde das vom Könige bestätigte Urteil vorgelesen und dann nach alter Sitte der Stab über dem Verurteilten gebrochen. Darauf reichte der Scharfrichter ihm die Rechte, die dieser auch ergriff und schüttelte. Die Gehilfen führten ihn dann zum Richtstuhle, auf den er sich setzte, zogen ihm eine weiße Mütze über den Kopf und die Augen, banden ihm Arme und Beine am Stuhle fest und legten eine Lederschlinge unter das Kinn, mit der einer der Gehilfen ihm den Kopf straff in die Höhe hielt. Alles dieses wurde rasch und geschickt ausgeführt. Als dem Todeskandidaten die Mütze über die Augen gezogen war, zog der Scharfrichter das große, breite,

scharfe, blitzblanke Richtschwert unter dem Mantel hervor, trat damit an die linke Seite des Verurteilten, holte aus und trennte im Nu den Kopf vom Rumpfe, indem er mehr mit einem glatten Zuge, als mit einem Schläge den Hals durchschnitt. Der Kopf blieb in der Lederschlinge, zwei Blutsäulen stiegen aus der Wundfläche fast bis zu einem halben Meter Höhe wie aus einem Springbrunnen hervor, um zurückzufallen und noch ein paarmal immer niedriger und schwächer mit den nächstfolgenden Herzschlägen wiederzukehren. Der Körper des Gerichteten blieb regungslos. Der ganze Leichnam wurde alsbald zur Anatomischen Anstalt gebracht, wo er zu Studierzwecken Verwendung fand.

Was ich besonders als kulturhistorisch bemerkenswert hervorheben möchte, sind einmal Äußerungen eines krassen Aberglaubens und dann das Verhalten der Menge nach dem ersten Akte. Dicht am Schaffott hatten sich einige an epileptischen Krämpfen Leidende aufgestellt, die den Gehilfen Glasgefäße übergeben hatten. In diesen Gefäßen fingen die Gehilfen das hervorsprudelnde Blut auf und reichten es den Epileptikern, die es sofort tranken; es bestand die Meinung, daß das Blut Hingerichteter frisch getrunken die Fallsucht heilen könne. Es muß zugegeben werden, daß heftige Gefühlseindrücke, wie sie sicher doch durch das Trinken von frischem Menschenblut erzeugt werden, gewisse Fälle von nervösen Leiden zum Verschwinden bringen können; auch muß zugegeben werden, daß die Fallsucht für die damit Behafteten ein so qualvolles Übel darstellt, daß sie sich allem unterziehen, von dem sie Heilung erhoffen. Aber ein unfaßbarer Aberglaube spricht aus der Äußerung einer Bauersfrau, die sich auch etwas Blut in einem Fläschchen mitnahm, „dat mott'en,“ sagte sie, „an de Huusdör strieken, dat is gaud för Füersgefahr“¹. Die Volksmenge zerstreute sich; viele blieben aber noch in der Stadt und bevölkerten die Gastwirtschaften. Man konnte später eine Menge reichlich Angeheiteter durch die Straßen wanken sehen. Das war die Folge eines so ersten öffentlichen Aktes!

Ich füge hier gleich die Schilderung einer zweiten Hinrichtung an, die zu Colmar im Elsaß stattfand und der ich von Straßburg aus beiwohnte, um von der frischen Leiche wichtige Präparate für mikroskopische Untersuchungen zu gewinnen. Für Leser dieser Zeilen, die

¹ Das muß man an die Haustür streichen, das ist gut für Feuersgefahr.

mit den Aufgaben und Zielen der anatomischen Wissenschaften nicht vertraut sein sollten, bemerke ich, daß im Bau des menschlichen Körpers bis in die feinsten Einzelheiten hinein Unterschiede von denen auch der nächstverwandten Tiere bestehen. Namentlich gilt dies für die höheren Sinnesorgane, Ohr und Auge, sowie für das Zentralnervensystem. Alle diese Teile sind aber nach dem Tode sehr rasch, oft schon nach 15 bis 20 Minuten eintretenden Veränderungen unterworfen. Je genauer wir aber von dem feineren Bau eines Körperteiles unterrichtet sind, desto besser vermögen wir seine Bedeutung für den Körper in gesunden und kranken Zuständen zu beurteilen. Es ist also sehr wichtig, jede Gelegenheit zu benutzen, völlig frische, unversehrte menschliche Körperteile zu bekommen, um sie für sofortige Untersuchung zu verwenden oder, gut konserviert, für später aufzubewahren.

In Colmar hatte man mir nahe dem Gefängnishofe, auf dem die Hinrichtung stattfand, ein Zimmer bereitgestellt, in welches der Leichnam sofort nach der Hinrichtung verbracht wurde. Die Hinrichtung fand mittels der Guillotine statt. Der Schuldige, der den Tod erlitt, weil er einen seiner Mitgefangenen aus Rache ermordet hatte, benahm sich sehr standhaft. Als ihm das Urteil vorgelesen worden war, in welchem es zum Schlusse hieß, daß S. Majestät der Kaiser auf sein Begnadigungsrecht verzichtet habe, sagte der Verurteilte mit fester, lauter Stimme: „Ich danke S. Majestät!“ Darauf schritt er ruhig die Treppe zur Guillotine hinan, stellte sich entschlossen vor dem Brette auf, auf das er nun festgeschnallt wurde. Darauf wurde das Brett rasch vorwärts geschoben, so daß der Nacken des Mannes gerade unter das hoch oben blinkende Fallbeil zu liegen kam; ein Druck auf einen Knopf, das Beil fuhr wie ein Blitz herab und ein dumpfer Schlag zeigte an, daß das Haupt vom Rumpfe getrennt war. Der Kopf fällt in ein Gefäß, in welches sich auch das Blut gießt, so daß die Anwesenden davon nichts zu sehen bekommen. Diese Hinrichtung fand im abgeschlossenen Gefängnishofe vor nur wenigen geladenen Zeugen statt. Fragt man, welche Art der Hinrichtung die humanere sei, so möchte ich der mit dem Schwerte am ehesten dieses Prädikat geben, denn das Aufschnallen an das Brett, das Umlegen und Vorwärtsschieben des Brettes schien mir für den zu Enthauptenden ein härterer Vorgang, als das Aufschnallen auf

einen Stuhl und das Heben des Kopfes, wobei der Verurteilte nichts von dem Instrumente gewahr wird, welches ihm den Tod bringen soll. Der ganze Vorgang in Göttingen vom Niedersetzen des Schuldigen auf den Stuhl bis zur Enthauptung dauerte nicht länger, als der in Colmar vom Antreten vor das Brett bis zum Fallen des Beiles, welches der Verurteilte oben hängen sieht, jedenfalls dort hängen weiß, selbst wenn man es verhüllen würde. Man könnte die Art der Hinrichtung durch den elektrischen Schlag, wie sie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika geübt wird, als die humanste bezeichnen; doch haben sich Stimmen gegen sie erhoben, da Fälle vorgekommen sein sollen, bei denen der erste Schlag den Tod nicht brachte. Freilich sind auch Fälle vorgekommen, wo der Scharfrichter den Kopf nicht mit dem ersten Hiebe gänzlich abtrennte. Das kann wohl bei der Guillotine nicht vorkommen und kaum auch bei der jetzigen Art der Hinrichtung in Deutschland durch das Beil auf dem Blocke.

Man möge dem Anatomen verzeihen, wenn er in kulturhistorischem Interesse diesen ernsten Gegenstand in seinen Erinnerungen zur Sprache brachte. Es mögen auch noch ein paar Erwägungen über die Todesstrafe als solche und ihre Berechtigung hier Platz finden. Niemand wird bezweifeln, daß Jedermann das Recht hat, sich eines Gegners, der ihn tödlich bedroht, dadurch zu erwehren, daß er ihn, falls er ihn nicht auf andere Weise unschädlich machen kann, tötet; das Recht der Notwehr selbst bis zur Tötung ist überall anerkannt. Der Staat hat nun die Verpflichtung, das Leben und das Eigentum jedes seiner Bürger zu schützen; stellt sich heraus, daß andere Mittel, wie lebenslängliche Inhaftierung, nicht ausreichen, um diesen Schutz wirksam zu gestalten, so muß er zu strengeren Mitteln greifen, bis zur Todesstrafe. Man hat zwar gesagt, daß die Lehre von der Berechtigung einer Strafe wegen der durch sie zu erreichenden Abschreckung nicht haltbar sei, aber die Erfahrung spricht dagegen. Wenn irgendwo, namentlich in Kriegszeiten, die Übeltaten irgend welcher Art so überhand nehmen, daß man sich ihrer auf keine andere Weise mehr erwehren kann, dann wird das Standrecht verkündet oder es werden Strafen eingeführt, die als besonders peinlich empfunden werden, und das hilft allemal. Ich würde es für völlig berechtigt erklären, namentlich in jetziger Zeit, in der die Kriegsnot und die Kriegstrauer eher zur Abnahme von Untaten führen sollte,

als leider zu so großer Zunahme, wenn jeder Einbrecher, bei dem man eine Waffe vorfände, mit lebenslänglicher Zuchthausstrafe belegt würde; und hätte er, wenn auch ohne Erfolg, Gebrauch von der Waffe gemacht, insbesondere gegen einen Polizeibeamten, der sein Leben zum Schutze seiner Mitbürger aufs Spiel setzt, so sollte er mit dem Tode bestraft werden. Die verwegendsten Einbrüche unter Gebrauch von Waffen nehmen jetzt in so erschreckender Weise überhand, daß ein energisches Einschreiten dagegen dringend notwendig ist. Sicherlich würde dadurch auch binnen Kurzem Abhilfe geschaffen werden. Aber eines ist dabei die Hauptsache: rascher Vollzug der Strafe. Soll eine Strafe überhaupt wirksam sein, dann muß sie möglichst rasch auf die Straftat folgen. Das lehrt schon die Erfahrung bei der Erziehung der Kinder in Haus und Schule, wenn Strafen verhängt werden müssen. Wollte man da längere Zeit warten, so würde der Vollzug der Strafe nur erbittern und unwirksam bleiben. Und bei den Strafen, die das Gericht über die Erwachsenen verhängt, ist das genau dasselbe, namentlich bei der Todesstrafe. Was nützt da der rote Zettel an der Litfaßsäule, wenn mitgeteilt wird, daß X. oder Z. heute enthauptet worden sei, wenn die Straftat, derentwegen er sein Leben lassen mußte, Monate, ja selbst über ein Jahr zurückliegt, so daß sie in unserem flutenden Leben längst aus dem Gedächtnisse geschwunden ist? Sie nützt gar nichts, weder im Sinne der rechten Vergeltungslehre, noch der Abschreckungslehre, ja, man wird fast versucht, Mitleid mit dem armen Menschen zu empfinden, der so lange in Todesangst um sein Geschick im Gefängnisse hat schmachten müssen. Gerne will ich zugeben, daß es Fälle gibt, wo die Aufhellung der Gründe für die Straftat, oder die Ermittlung von Mitschuldigen eine längere Untersuchungsfrist erheischt. Wenn aber der Tatbestand unzweifelhaft feststeht, mildernde Umstände, wie doch in vielen Fällen, klar auszuschließen sind, die Ermittlung von Mitschuldigen auch nicht dringlich ist, dann aber rascher Strafvollzug!

2. Greifswald.

Abenteuer auf der Fahrt dorthin. — Greifswalder Studentenleben. — Beschäftigung mit Normaler und Pathologischer Anatomie. — Entschluß zum Verfolg einer akademischen Lehrtätigkeit. — Meine Lehrer: Budge, Sommer, Niemeyer, v. Bardeleben, Pernice. — Mißgeschicke beim geburtshilflichen Unterricht.

Im Oktober 1858 begab ich mich zur alten pommerschen Universität am Ryck, wo ich mit meinem Freunde Albert Kayser zusammentreffen wollte. Auf dem Wege dahin erlebte ich ein Reiseabenteuer, welches leicht sehr unangenehme Folgen für mich hätte haben können, jedoch noch glücklich ablief.

Meine beiden Brüder, die Landwirte werden wollten, hatten in Mecklenburg auf einem schönen Gute bei Schwerin, Gustävel, Stellung gefunden und ich wünschte meine Reise so einzurichten, daß ich sie auf dem Wege besuchen konnte. Das Gut gehörte einem Herrn v. Arnswaldt, der mit der Familie v. Haxthausen verschwägert war. Ich reiste daher über Hannover, wo die Freifrau v. Arnswaldt, Mutter des Gutsbesitzers, wohnte, um etwaige Nachrichten für ihren Sohn mitzunehmen. Ich wurde in Hannover sehr gastfreundlich aufgenommen; als ich mich am anderen Morgen zur Weiterreise anschickte, fragte mich Frau v. Arnswaldt, ob ich nicht für ihren Sohn etwas bares Geld mitnehmen wollte? Auf meine bereitwillige Zustimmung ließ sie mir in meine Reisetasche 1000 Silbertaler packen, wodurch die Tasche ein ansehnliches Gewicht bekam. Ich behielt die Tasche während der Bahnfahrt, die bis Boitzenburg reichte, natürlich bei mir. In Boitzenburg ging's über die Elbe und dann eine gewisse Strecke weiter in einem sogenannten Omnibus, bis man wieder zur Bahn kam. Ich stieg in den Omnibus, der stark besetzt war, ein und wollte die Tasche mit in den Wagen nehmen. Das verweigerte der Führer mit der Begründung, daß die Tasche zu groß sei, sie müsse auf dem Verdeck des Wagens befördert werden. Meine Beteuerungen, ich müsse die Tasche bei mir behalten, sie könne während der Fahrt vom Wagen fallen, halfen nichts; ich konnte auch die 1000 Taler nicht herausnehmen und in meinen Taschen unterbringen, durfte auch, um nicht auffällig zu werden, nicht zu sehr drängen, kurz, ich mußte nachgeben. Eine Leiter wurde an den Wagen gesetzt und meine Tasche nebst einigen anderen größeren

Gepäckstücken hinaufgeschafft. Zwei Bedienstete der Omnibuslinie vollzogen das. Ich stand etwas von ferne, um genau zu beobachten, wohin die Tasche kam und wie sie da befestigt wurde. Zu meinem nicht geringen Schrecken sagte einer der Leute, der meine Tasche genommen hatte, zu dem Anderen: „Dunnerkiel! Jss dei swar, da iss gewisse Geld inne“¹. Ich durfte mir nichts merken lassen, überzeugte mich, daß die Tasche gut befestigt wurde, blieb so lange außer dem Wagen, wie es möglich war, um zu sehen, ob nicht Jemand sich auf das Wagendach begäbe und dort während der Fahrt bliebe. Als die Leiter weggenommen wurde und der Kutscher sich zur Abfahrt auf den Bock schwang, stieg ich dann auch ein. Ich wurde aber die Sorge nicht los, daß doch bei einem der Halteplätze Jemand auf den Wagen steigen und das Geld aus der Tasche nehmen möchte. Das wäre auch sehr leicht gewesen; er brauchte nur mit einem Taschenmesser einen Schlitz in die Tasche zu schneiden, da hätte er bequem alle harten Taler herausholen können. Doch ging alles gut. Wie froh war ich, als ich auf der Bahnstation die Tasche unversehrt und ebenso schwer, wie vordem wieder in meine Hände bekam! Ich lieferte das Geld in Gustävel richtig ab, verlebte dort mit meinen Brüdern einige angenehme Tage und fuhr über Rostock und Stralsund nach Greifswald. Von Rostock ab mußte ich Post benutzen und hatte bis Greifswald eine 18stündige Postfahrt hauptsächlich in der Nacht durchzumachen. Das dürfte heute in Deutschland auch nicht mehr vorkommen.

In Greifswald verbrachte ich fünf angenehme Semester, die mir besonders dadurch zugute kamen, daß ich die Stelle eines Famulus oder Amanuensis, wie es auch heißt, am Anatomischen Institute bekam und Wohnung in diesem Institute selbst erhielt, wodurch ich so recht in das anatomische Studium einrückte. Ich habe dort den größten Teil meiner medizinischen Studien erledigt.

Das studentische Leben in Greifswald war ähnlich dem in Göttingen, nur hatte es einen schlichteren Anstrich, wozu wohl der Umstand beitrug, daß viele unbemittelte junge Leute dort studierten. Es gab zwei Korps, die Preußen und Pommern, und eine Burschenschaft, die Rugia. Aus denselben Gründen wie in Göttingen trat ich keiner

¹ „Donnerkeil!“ (ein in Norddeutschland sehr übliches Wort zum Ausdruck von Verwunderung) „ist die schwer, da ist gewiß Geld darin.“

Verbindung bei, fand aber bald Ersatz in einem studentischen Gesangsverein, der Greifswalder Studenten-Liedertafel, die Freunde von mir gründeten und die sich bald als ein durchaus geachteter Verein hervorhob. Wir kamen jede Woche einmal in einer Gastwirtschaft zusammen. Nach zweistündigen Gesangsübungen begann die Fidelitas, wobei ein Fäßchen Bier geleert und eine Bierzeitung verlesen wurde. Unser Dirigent war der Stud. theol. Bernhard Rothenberg, der im Jahre 1917, hochbetagt, als Pfarrer in Treptow a. d. T. verstorben ist. Von Freunden waren darin Albert Kayser, dessen ich schon erwähnte, Gustav Schwarze, den als Arzt im Kriegsjahre 1866 in Gitschin die Cholera hinwegraffte, Leonhard Landois, der 1902 als Professor ordinarius der Physiologie in Greifswald verstarb, und Richard Hermes, der einer meiner besten Freunde wurde, Alter Herr der Bremenser in Göttingen, den ich später als Kommilitonen in Berlin abermals traf. Er ist vor drei Jahren als sehr angesehener Arzt in Erxleben bei Magdeburg gestorben. Ich bin mit ihm und seiner Familie in steter Verbindung geblieben.

An unser Zusammenleben in dieser Liedertafel knüpfen sich einige meiner angenehmsten Erinnerungen. So wurden wir einmal in ein benachbartes Dorf geladen, um durch unseren Gesang die Einweihung einer neuerbauten Kirche festlicher gestalten zu helfen. Nach Beendigung der kirchlichen Feier lud uns der Kirchenpatron, ein Gutsbesitzer, zu einem Festmahle ein, dem am Abend ein Tänzchen folgte. Unsere größte und zugleich verwegenste Leistung waren aber zwei Konzerte mit nachfolgendem Ball, die wir in Wolgast zwei Jahre hintereinander gaben. Einer von uns hatte Bekannte in Wolgast; er wurde ausgesandt, um zu hören, ob wir wohl auf Besuch rechnen könnten, wenn wir gegen ein Eintrittsgeld — denn das brauchten wir bei unseren dünnen Geldmitteln — in Wolgast ein Konzert mit nachfolgendem Ball geben würden? Den Wolgastern erschien die Sache so originell, daß sie uns ermutigten. Die nötigen Verhandlungen mit dem Bürgermeister und dem ersten Gasthof zur Überlassung eines Saales brachten ein günstiges Ergebnis, ebenso die Einladungen, die wir an die benachbarten Gutsbesitzer erließen und unser Fest hatte einen guten Erfolg. Unsere gesanglichen Leistungen und ein Streichtrio, zu dem wir den Mut faßten, waren ja nicht hervorragend, aber alle Erschienenen amüsierten sich trefflich und die Hauptsache

war ja der Ball. Daß die Veranstaltung gefallen hatte, bewies der Umstand, daß wir, als wir sie im folgenden Jahre wiederholten, einen fast doppelt so zahlreichen Besuch hatten.

Der edlen Frau Musica widmete ich mich in Greifswald noch weiter: ich trat in die Greifswalder städtische Liedertafel ein, die von dem damaligen Direktor der Landwirtschaftlichen Akademie in Eldena und Professor an der Universität Dr. Baumstark geleitet wurde. Die Zugehörigkeit zu diesem Verein vermittelte es, daß ich aufgefordert wurde, an einem musikalischen Kränzchen teilzunehmen, in welchem sich einige Familien zusammenfanden, um Gesang zu pflegen. Die Zusammenkünfte fanden in den betreffenden Wohnungen statt. Der wohlbekannte medizinische Historiker Professor Haeser, der für einen Meister in der Musikkunst gelten konnte, leitete die Übungen. So hatte ich die Annehmlichkeit, Familienanschluß in Universitätskreisen zu finden und zugleich mich noch weiter in der Gesangskunst auszubilden, denn in diesem Kränzchen wurde nur beste Musik und zwar mit hohen Anforderungen gepflegt. Unter anderem lernte ich da die Meisterwerke von Palestrina und Orlando di Lasso kennen und schätzen.

Wegen der größeren Entfernungen reisten wir Westfalen nur zu den Herbstferien heim. In der Weihnachtszeit und in den Osterferien wurde gut gearbeitet, aber bei günstigem Wetter wurden Ausflüge gemacht. Zu Pfingsten war die schöne Insel Rügen das Ziel. In der Nähe bot das Seebad bei Wyk und der Elisenhain bei Eldena manches Angenehme. Einmal veranstalteten wir dort einen großen, bis tief in die Nacht hinein dauernden Kommers, zu dem die Veranlassung auf meine Kappe kam. Ich teile die Sache hier mit, um zu zeigen, wie frei und lustig das Studentenleben damals in Greifswald sich abspielte. Ich hatte als Amanuensis auf Veranlassung des Direktors der Anatomie, Professor Budge, eine kleine Mitteilung über die Art und Weise, wie in Greifswald die mikroskopischen Übungen, bei denen ich hauptsächlich tätig sein mußte, eingerichtet waren, in einer Berliner medizinischen Zeitung drucken lassen. Da sagten meine Liederfreunde: „Du bist unter die Schriftsteller gegangen, das ist ein Ereignis, das muß gefeiert werden.“ Gesagt, getan! Es wurde ein besserer Wagen gemietet, in diesem saß ich allein mit einer Feder hinter dem Ohr; in einem zweiten gewöhnlichen Leiterwagen folgten

meine Sangesbrüder und ein ansehnliches Faß Bier. So fuhren wir langsam durch die gute Stadt Greifswald. Von Zeit zu Zeit wurde gehalten, einer oder der andere meiner Kommilitonen verließ mit einem Glase Bier den Leiterwagen und bot mir einen Trunk an. Dazwischen wurden frohe Studentenlieder gesungen. Im Elisenhain hielten wir dann im Freien einen regelrechten Kommers ab. Es wurde recht spät, bis wir heimkamen; aber das Ganze verlief in harmloser, echt studentischer Fröhlichkeit.

Das erste anatomische Präparat, welches ich in Greifswald anfertigte, waren die Brustmuskeln. Es fiel so gut aus, daß Budge es zur Demonstration in seiner Vorlesung bestimmte. Da ich fortfuhr, gut zu arbeiten, bekam ich bald den Auftrag, die Präparate für die anatomischen Vorlesungen herzustellen. Mit Freuden nahm ich das an, das war es ja, was ich wollte. Ich erwarb mir dadurch die Gunst Budes und insbesondere die des Prosektors Dr. Ferdinand Sommer, der dadurch entlastet wurde. Er war einer der tüchtigsten anatomischen Techniker, die ich kennen gelernt habe. Die Feder lag ihm nicht, wohl aber das Messer und die Injektionsapparate und es machte ihm große Freude, mich und meine Freunde: Landois, Siering, gestorben als Geheimer Sanitätsrat in Düsseldorf, und Bensberg, gestorben als Kreisphysikus in Demmin, die wir Alle großes Interesse an dem Studium der Anatomie zeigten, in allen den technischen Dingen, die für den Anatomen nötig sind und die er in seltener Weise beherrschte, zu unterweisen. Er zog uns zu seinen Privatarbeiten hinzu und trat nach und nach in ein mehr freundschaftliches Verhältnis zu uns, indem er uns öfters in seine Wohnung einlud und mit uns gemeinsame Spaziergänge machte. Dabei wurde dann auch nicht bloß über Anatomie gesprochen, sondern unsere Unterhaltungen trugen uns in alle Wissensgebiete hinein, selbst in politische Dinge. Ich entsinne mich noch, daß Sommer uns zuerst auf die Bedeutung Bismarcks aufmerksam machte; er sei der kommende und auch der rechte Mann, wie er sich völlig zutreffend äußerte.

Ich gedenke meines Lehrers und werten Freundes Sommer, der später Budes Nachfolger in der Anatomie wurde, während Landois die Professur für Physiologie erhielt, stets mit größter Dankbarkeit.

Wir vier Freunde der Anatomie, Bensberg, Landois, Siering und ich, kamen fast täglich zusammen und unterrichteten uns gegen-

seitig in anatomischen Dingen, debattierten über anatomische Streitfragen und Aufgaben und wurden nach und nach bekannt unter unseren Kommilitonen auf dem Präpariersaale als in diesen Dingen gut Bewanderte. Vielfach wurden wir auf dem Saale in Anspruch genommen, auszuhelfen und schwierigere Präparate zu erläutern; so wurden wir, ich möchte sagen, zu offiziellen Famulis, was uns ja nur förderlich war. Später, im letzten Jahre meiner Greifswalder Zeit, wurde ich, wie bereits erwähnt, offizieller Famulus in der Anatomie und hatte dort Dienstwohnung. Ich verrichtete als solcher völlig Assistentendienste auf dem Präpariersaale und beim mikroskopischen Kursus. Budge gab mir einen Arbeitsplatz in seinem Privatzimmer und speziell die Aufsicht über die Anstaltsbibliothek und die anatomische Sammlung. Auch zog er mich und meine drei genannten Freunde zur Assistenz bei seinen Privatarbeiten heran. Bensberg trat ebenfalls als Famulus beim Anatomischen Institut ein.

Es war dies die Zeit, in der an den deutschen Universitäten die Trennung der Professur der Physiologie von der der Anatomie sich allgemein durchzusetzen begann. Ordinariate für Pathologische Anatomie gab es nur an wenigen deutschen Universitäten. Nach Greifswald wurde damals Grohé, früherer Assistent R. Virchows, berufen. Er bekam für die Obduktionen und Laboratoriumsarbeiten einige Zimmer im Anatomischen Institut eingeräumt und so erhielt ich Gelegenheit, mit ihm näher bekannt zu werden. Dazu verhalf mir insbesondere die Feststellung von Trichinen an einer Leiche, die an das Anatomische Institut eingeliefert worden war. Ich hatte aus einer eingehenden Beschäftigung mit den menschlichen Parasiten, zu denen Landois und ich die Anregung von dem Zoologen und Botaniker Münter erhalten hatten, eine gute Vorstellung von dem Bilde einer trichinösen Invasion in die Muskulatur und erkannte an der Leiche sofort richtig die Lage der Sache. Ich meldete den Fall alsbald an Budge, Sommer und auch an Grohé, dem dann die Leiche für seine Demonstrationen überlassen wurde. So kam ich in nähere Beziehungen zu Grohé, sah auch bald ein, daß eine gute Kenntnis der Pathologischen Anatomie auch für den normalen Anatomen von großer Wichtigkeit ist und versäumte von da an keine Gelegenheit, die sich mir ja so leicht bot, um mich in der Pathologischen Anatomie möglichst gut zu unterrichten. Dies und der Umstand, daß um diese

Zeit an manchen Universitäten besondere Professuren für Pathologische Anatomie erst geschaffen wurden, ist mir sehr zu Gute gekommen.

Mehr und mehr befestigte sich bei mir, als ich durch die eingehende Beschäftigung mit anatomischen und verwandten Disziplinen zur Überzeugung kam, daß ich diese Gebiete hinreichend beherrsche, um darin als Lehrer auftreten und mir eigene Aufgaben stellen zu können, der Plan, mich endgültig für den Beruf eines Universitätslehrers im Fache der normalen menschlichen Anatomie vorzubereiten. Dazu mußte ich suchen, eine besoldete Assistentenstelle zu erlangen, denn meine Eltern waren nicht in der Lage, mich dauernd weiter zu unterstützen. Auch fehlte mir noch eine gute Kenntnis der Entwicklungsgeschichte, deren durchschlagende Wichtigkeit für den gewählten Beruf ich einsah. Dieses Fach wurde damals in Greifswald nicht gelesen und es war in den dortigen Sammlungen auch kein Studienmaterial dafür vorhanden, ferner war dort keine Aussicht auf eine hinreichend dotierte Assistentenstelle. Als lebende und tätige deutsche Forscher auf dem Gebiete der Entwicklungsgeschichte waren damals bekannt Bischoff, Kölliker, Reichert und Robert Remak. Da ich wünschen mußte, in Preußen mein Staatsexamen zu machen, so entschloß ich mich, im Sommersemester 1861, in welchem Reichert Entwicklungsgeschichte las, nach Berlin zu gehen, dort zu promovieren und im Herbst gleich mit Beginn der medizinischen Staatsprüfungen diese zu erledigen. — Als ich Budge von meinem Vorhaben in Kenntnis setzte, betrübt ihn das sichtlich; er sagte mir, daß er gern gesehen hätte, wenn ich mich in Greifswald habilitiert hätte; er wäre bereit gewesen, das seiner Zeit bei der Fakultät zu unterstützen. Er verschloß sich jedoch nicht der Wichtigkeit der Gründe, die mich bewogen, Berlin aufzusuchen, und wir schieden in gutem Einvernehmen, das auch dauernd geblieben ist. Mich hat mein Weg noch öfters nach Greifswald geführt, wo ich Budge und Sommer noch als Berliner Anatom mit meinen Besuchen erfreuen konnte, wo, nach Budges Rücktritt, mein Jugendfreund Landois Professor der Physiologie wurde und später mein Schwiegersohn Tilmann, jetzt Professor der Chirurgie an der Universität Köln, einige Jahre Assistent der chirurgischen Klinik war. Hier geleitete ich in tiefer Trauer meinen Freund Landois zu Grabe und hielt ihm später in der Aula

die Gedächtnisrede; auch nahm ich an der schönen Feier des 450jährigen Bestehens der Alma mater gryphia teil. Ich hatte ferner noch die Freude, meinen ehemaligen Berliner Schüler Kallius, jetzigen Ordinarius der Anatomie in Breslau, als Professor der Anatomie für Greifswald ernannt zu sehen.

Einiges über meine Greifswalder Lehrer möge hier noch nachgetragen sein: Budges Vortrag war in der Form sehr einfach, ja, man kann sagen, nüchtern. Immerhin war er geeignet, gut belehrend zu wirken. Auf dem Präpariersaale gab sich Budge viele Mühe, die Arbeitenden auf das Wichtige an ihren Präparaten aufmerksam zu machen. Überhaupt mußte man anerkennen, daß er, wo er nur konnte, bei seinen Schülern anregend und unterstützend eingriff. Er war aber mehr Physiolog als Anatom. Die Hauptarbeit leistete hier Sommer.

Felix Niemeyer, der damalige innere Kliniker, hatte einen glänzenden, lebendigen Vortrag, der namentlich in den klinischen Stunden fesselnd wirkte. Er war als praktischer Arzt auf Grund eines von ihm verfaßten, sehr beifällig aufgenommenen Lehrbuches, in welchem er es verstanden hatte, plastische Krankheitsbilder zu geben, als Kliniker nach Greifswald berufen worden. Ihm fehlte aber noch dieses und jenes, was man von einem Professor der inneren klinischen Medizin verlangen konnte. Das wußte er auch selbst und machte kein Hehl daraus. Er suchte sich auch unverdrossen noch weiter in den Hilfswissenschaften: Botanik, Chemie und Physik, fortzubilden. Wir schätzten an ihm diese Offenheit und er erfreute sich allgemein der größten Beliebtheit unter den Studierenden. Von Zeit zu Zeit hielt er eine besondere klinische Stunde, in der er die Fälle kritisch besprach, bei denen seine Diagnose durch den pathologisch-anatomischen Befund nicht bestätigt worden war und schonte sich dabei nicht, wenn zuzugeben war, daß die Fehldiagnose hätte vermieden werden können. Noch während meiner Studienzeit in Greifswald erhielt er einen Ruf nach Tübingen, den er annahm. Zu seiner Charakteristik mag hier folgendes erzählt sein: Niemeyer trug in dem letzten Semester seiner Greifswalder Zeit in seiner Vorlesung über spezielle Pathologie einen großen Teil desjenigen vor, welches in dem erst in Vorbereitung begriffenen zweiten Bande seines vorhin genannten Werkes über Pathologie und Therapie der inneren Krank-

heiten erscheinen sollte. Man sah, daß er sich für vieles Notizen gemacht hatte, denen er bei der Vorlesung folgte, daß er aber dann wieder ganze Abschnitte frei vortrug. Ich hatte in keiner Stunde gefehlt, eifrig nachgeschrieben und mir zu Hause sofort das Nachgeschriebene ausgearbeitet, so daß ich in den Besitz einer sehr vollständigen Niederschrift gekommen war. Eines schönen Morgens, in aller Frühe in der Zeit, als Niemeyer sich zur Abreise nach Tübingen rüstete, schickte er zu mir nach der Anatomie, wo ich damals bereits wohnte und ließ mich bitten, zu ihm zu kommen. Ich folgte sofort und traf ihn und seine Frau mitten zwischen Kisten und Kasten, mit Einpacken beschäftigt. Niemeyer empfing mich mit den Worten: „Sagen Sie mal, Waldeyer, halten Sie mich für einen ehrlichen Kerl?“ Ich sagte, nachdem ich eine Weile sprachlos dagestanden hatte, daß ich noch nie an ihm gezweifelt hätte. „Nun denn,“ sagte Niemeyer, „dann werden Sie mir auch vertrauen, daß ich Ihnen Ihr Heft, welches Sie, wie ich gesehen habe, bei meiner letzten Vorlesung nachgeschrieben haben, wiederschicke, wenn Sie es mir jetzt leihen.“ „Sicherlich,“ erwiderte ich. Niemeyer erklärte mir, weshalb er das Heft wünsche; er sei in der Ausarbeitung des zweiten Teiles seines Lehrbuches begriffen, habe vom Meisten genügende schriftliche Unterlagen, von Manchem jedoch nicht, habe aber über dieses im Kolleg frei vorgetragen. Es liege ihm daran, eine möglichst getreue Niederschrift dieses frei Vorgetragenen zur Hand zu haben; er traue mir zu, daß ich gut gefolgt sei. Ich war natürlich hochofret über das Vertrauen, welches mir mein Lehrer schenkte, holte sofort mein Heft, welches ich bereits hatte einbinden lassen und übergab es Niemeyer. Ich habe es niemals wiederbekommen; dafür schickte mir aber Niemeyer von Tübingen den zweiten Band seines Werkes mit eigenhändiger Widmung; das war mir lieber als das Heft. Der Nachfolger Niemeyers war Rühle, der später nach Bonn berufen wurde. So sehr wir Niemeyer schätzten, mußten wir uns doch sagen, daß Rühle ihm, namentlich in der Diagnostik, überlegen war; in meinem letzten Greifswalder Semester habe ich noch Rühles Klinik als Praktikant beigewohnt.

Die bedeutendste und einflußreichste Persönlichkeit der Greifswalder Universität, in der damals die Mediziner die erste Rolle spielten, war neben Baumstark unstreitig der chirurgische Kliniker Adolf

v. Bardeleben. Er hieß bei den Studenten einfach „Der Chef“. Sein theoretischer Vortrag wie sein klinischer Unterricht war anregend und klar, seine Diagnostik zuverlässig, seine operierende Hand, durch gründliche anatomische Kenntnisse geleitet, sicher und geschickt. Er liebte es, indem er, um uns die operative Technik zu zeigen, langsam vorging, während des Operierens den gerade Nahestehenden, die während einer Operation öfter wechseln mußten, die freigelegten Teile zu demonstrieren, wobei selbstverständlich auf das Wohl des Patienten stets strengste Rücksicht genommen wurde. Aus der Klinik Bardelebens mögen hier zwei Fälle mitgeteilt sein: Der elfjährige Sohn, einziges Kind eines Forstbeamten, wurde von seinem Vater der Klinik persönlich zugeführt. Der Vater hatte dem Knaben das Holzspalten beibringen wollen und dabei das Unglück gehabt, dessen linkes Kniegelenk durch einen Beilhieb zu verletzen. Flehentlich bat der besorgte Vater den Chirurgen Bardeleben, seinen Sohn zu retten, er wisse, wie gefährlich solche Wunden großer Gelenke seien. Bardeleben beruhigte den Mann; es werde sicherlich alles geschehen, was nötig sei, um die Wunde zum Heilen zu bringen. Das Bein wurde in ein Dauerwasserbad gelegt und die Wunde begann gut zu heilen. Schon nach einigen Tagen konnte dem Vater mitgeteilt werden, daß sein Kind außer Gefahr sei. Der kleine Patient verließ das Wasserbad und wartete die völlige Verheilung bei Bettlagerung ab. Bei einem der nächsten klinischen Besuchsgänge sah sich Bardeleben wieder die Kniewunde an und sagte zum Assistenten: „Geben Sie mir ein Messer, es ist da noch ein kleiner oberflächlicher Abszeß, den ich entleeren möchte.“ Der Knabe flehte und bat: „Nicht schneiden, nicht schneiden, Herr Professor!“ Bardeleben sagte: „Geben Sie ihm ein Paar Züge Chloroform“ und wartete die beginnende Narkose ab. Mit einem Male setzte der Atem des Kindes aus; der den Puls überwachende Assistent meldete: „Kaum fühlbarer Puls!“ Uns Alle befiel ein starrer Schreck. Bardeleben beugte sich über den Knaben, ich sah, wie sein Kopf hochrot wurde. Er sagte bestimmt, aber ruhig: „Fenster öffnen! Chloroform weg!“ Einer der Studierenden, ein Landsmann von mir, Niederleitner, der wegen seiner ungewöhnlichen Körperkraft bekannt war, öffnete das Fenster mit raschem Griff, ein frischer Luftstrom brach ein und siehe da, der kleine Patient tat wieder einen Atemzug, wir Alle aber mit ihm! Bardeleben machte schnell die kleine Ope-

ration, alles ging gut. Als Bardeleben das Lager des Kleinen verließ, sah er etwas auf dem Boden liegen, hob es auf und sagte: „Nun, wer hat denn das fertig gebracht?“ Niederleitner trat vor und sagte: „Ich.“ Es war der starke eiserne Griff des Fensters. Niederleitner hatte sich nicht erst die Zeit genommen, den Griff umzudrehen, sondern hatte das Fenster aufgerissen, wobei der Griff unter seiner herkulischen Kraft abgebrochen war. Bardeleben nickte ihm dankend zu und meinte lächelnd, das sei ein echt westfälischer Griff gewesen. — Der zweite Fall zeigte die ungeschwächte Lebenskraft eines alten pommerschen Recken, eines fast 90jährigen Schiffers. Ihm mußte ein Oberschenkel amputiert werden. Nach Beendigung der Operation, die in der Klinik vorgenommen worden war, machte Bardeleben den üblichen Rundgang durch die Krankenzimmer und wir sahen den eben operierten Alten in fester Haltung in seinem Bette sitzen, seine Mahlzeit anscheinend mit bestem Appetit verzehend. Bardeleben klopfte ihn auf die Schulter und fragte: „Na, Alterchen, schmeckt's denn schon wieder?“ „Jo,“ erwiderte der, „Herr Professing, min Maag is jo nich krank!“

Als Bardeleben in der Zeit meines Greifswalder Studiums Dekan war, wollten die Mediziner alle gern bei Promotionen als Opponenten hinzugezogen werden. Es war damals noch üblich, daß der Dekan dem Promovenden und den Opponenten vor dem Promotionsakte ein Frühstück geben mußte, und das Frühstück bei Bardeleben erfreute sich eines besonders guten Rufes. Zweimal kam ich in dieser Zeit dazu als Opponent gewählt zu werden; ich kann nur sagen, daß der gute Ruf berechtigt war.

In Pernice, der, ganz jung an Jahren, aus Halle, wo er klinischer Assistent und Privatdozent gewesen war, als Ordinarius nach Greifswald kam, war eine tüchtige frische Kraft und ein guter Lehrer gefunden. Gynäkologische Fälle wurden damals fast alle noch vom Chirurgen behandelt, falls sie operative Behandlung erheischten; es gab auch keine „Frauenklinik“, sondern nur eine „Geburtshilfliche Klinik“. Die Erweiterung zu einer gynäkologischen oder Frauenklinik vollzog sich erst später, ganz allmählich; heute ist die chirurgische Behandlung der weiblichen Beckenorgane, zum Teil auch schon der Bauchorgane, größtenteils in die Hände der Frauenärzte übergegangen. Ich erwähne schon hier, daß Spiegelberg dazu bei-

getragen hat, diese Erweiterung der Geburtshilfe zur gynäkologischen Chirurgie in Deutschland anzubahnen. Damals hatten wir in Greifswald nur geburtshilflichen Unterricht. Eine geburtshilfliche Operation habe ich aber dort auch nicht zu sehen bekommen. Nur durfte ich einmal einen Zangenlöffel anlegen, aber, wie Pernice ausdrücklich sagte, nur zur Belohnung dafür, daß ich zwei Tage auf den Eintritt der Geburt hatte warten müssen. Die arme Patientin, die mir zur besonderen Beobachtung übergeben worden war, litt an Wehenschwäche und quälte sich schon zwei Tage damit herum, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Am dritten Tage verordnete Pernice ein warmes Bad und lauwarmer Einspritzungen im Bade; da kamen die Wehen hinreichend stark, um die Geburt bei den ganz normalen Beckenverhältnissen, ohne jede Kunsthilfe, vor sich gehen zu lassen. Pernice legte dann den einen Löffel an und überließ mir den anderen, wie bemerkt, jedoch mit der ausdrücklichen Betonung, daß hier die Anwendung der Zange nicht nötig sei.

Ein zweiter Fall, bei dem mir Pernice Teilnahme an einer geburtshilflichen Operation zgedacht hatte, war folgender: Ich wurde mitten in einer Nacht vom Diener der geburtshilflichen Klinik geweckt, ich möge schnell zu Professor Pernice kommen, ich solle mit ihm aufs Land zu einer von dort gemeldeten schweren Entbindung fahren. Rasch war ich zur Stelle in der Perniceschen Privatwohnung. Frau Pernice hatte für ihren Mann und mich schon eine Tasse Kaffee bereit, die nötigen Instrumente wurden in den vorgefahrenen Wagen verpackt und fort ging's in der Dunkelheit zu einem etwa zwei Wegstunden entfernten Dorfe. Wir kamen mit dem ersten Morgengrauen dort an. Voller Spannung, in der Erwartung eines Falles, bei der der Arzt und nicht die Hebamme einmal helfend und rettend eingreifen müsse, betrat ich das uns bezeichnete Bauernhaus. Wir fanden im Zimmer eine junge Person im Bett mit hochgerötetem Gesicht, offenbar schwer leidend, dabei die Mutter, einige Kinder und verschiedenes Federvieh. Pernice ließ die Kinder und das Federvieh hinaus schaffen und etwas Öl zur Vornahme der Untersuchung bringen, während ich die Instrumente bereit stellte. Pernice sagte mir, ich möge die erste Untersuchung vornehmen und ihm meinen Befund mitteilen. Ich tat, wie man bei der Annahme einer bevorstehenden Entbindung tun muß, fand aber durchaus normale Verhältnisse,

nichts, was auf eine bestehende Schwangerschaft oder gar bald zu erwartende Entbindung hinwies. Um mich nicht bloßzustellen, untersuchte ich so genau, wie ich konnte. Pernice, der sich über die Unentschlossenheit seines Schülers wunderte, trat hinter mich und fragte, ob ich nichts fände? Ich konnte nur erwidern, daß ich in der Tat nichts fände. Pernice schritt dann sofort selbst zur Untersuchung, wandte sich aber gleich zur Mutter und sagte: „Ihre Tochter ist ja gar nicht in anderen Umständen.“ „Dat iss se ok nich,“ sagte ruhig die Mutter. Pernice wollte schon auffahren und sagen, weshalb schickt man denn zu mir?, faßte sich aber schnell und sagte: „Ihre Tochter scheint sehr schwer krank,“ fragte die besorgte Mutter nach dem Nötigen, setzte sich dann ans Lager der Kranken, fragte sie, die nur mit Mühe antworten konnte, untersuchte sie genau und konstatierte einen Abdominaltyphus. Er gab die angezeigten Verordnungen und beruhigte die Mutter, indem er versprach, einen seiner Assistenten senden zu wollen. Kurz, er hinterließ bei beiden, Mutter wie Tochter, die Ansicht, daß er der richtige Arzt sei, zu dem geschickt worden war, obwohl offenbar eine Verwechslung vorlag. Ich meldete den Fall in der inneren Klinik, von wo aus die weitere Behandlung geleitet wurde. Die Kranke genas glücklicherweise. Ich war wieder um einen operativen Fall gekommen, freute mich aber doch, daß ich mich nicht blamiert hatte.

Die erste geburtshilfliche Operation, wenn man von der überflüssigen halben Zange in Greifswald absieht, habe ich als Professor ordinarius in Breslau gesehen. Ich hatte im Obduktionsraume der dortigen Frauenklinik eine Autopsie vorgenommen und besprach in Spiegelbergs Arbeitszimmer mit ihm den Fall, als ihm gemeldet wurde, daß die diensttuende Hebamme eine Wendung bei einer Kreißenden für nötig halte. Spiegelberg bat mich, noch ein wenig zu verweilen, er werde gleich nach der Operation zurückkommen; darauf bat ich ihn, mich ins Kreißzimmer mitzunehmen, ich hätte noch nie eine Wendung gesehen. So kam ich denn dazu, einer regelrechten geburtshilflichen Operation beizuwohnen. Ich gestand mir dabei, daß, so geschickt ich auch diese Operation am Phantom auszuüben verstanden hatte, ich mich vielleicht an einer Lebenden das erste Mal etwas ungeschickt benommen haben würde. Ich halte noch immer einen möglichst eingehenden praktischen Unterricht in der

Geburtshilfe, wo unter Umständen zwei Leben auf dem Spiele stehen, für eine der wichtigsten Aufgaben unserer ärztlichen Ausbildung. Es war nicht die Schuld von Pernice, wenn wir in Greifswald so wenig Gelegenheit gehabt hatten, geburtshilflichen Operationen bei-zuwohnen; das lag an der gesunden Landbevölkerung, aus der die in der Klinik Hilfesuchenden meist stammten.

Neben Niemeyer erteilten uns Ziemßen, der spätere berühmte Münchener Kliniker, und Liebermeister, der später in Tübingen weiter wirkte, Unterricht in der inneren Pathologie. Des vortrefflichen praktischen Kursus, den uns Liebermeister in den klinischen Untersuchungsverfahren gab, gedenke ich noch heute mit voller Anerkennung. Bei Bardeleben waren damals Schirmer, der Vater (für Augenheilkunde), und Heinecke tätig. Die Vorlesung über Augenheilkunde hielt Bardeleben selbst, nahm auch die augenärztlichen Operationen in der Klinik vor. Schirmer leitete die augenärztliche Poliklinik und gab die praktischen Übungskurse. Heinecke wurde später Ordinarius für Chirurgie in Erlangen. Es spricht für den guten Stand der damaligen medizinischen Fakultät in Greifswald, daß ihre jungen Kräfte so gern begehrt wurden, wobei es ein eigentümliches Zusammentreffen ist, daß drei der genannten Lehrkräfte von der nordischen Universität sämtlich nach Süddeutschland gerufen wurden.

3. Berlin.

Berlin im Jahre 1861. — Im Hause meines Onkels. — Meine Lehrer: Reichert, Jüngken, v. Frerichs. — Doktorpromotion. — Medizinische Staatsprüfung. — Medizinische Schlußprüfung. — Mein Examinator Ehrenberg. — Ernste Stimmung nach bestandener Schlußprüfung.

Zum Beginn des Sommersemesters 1861 langte ich in Berlin an. Die jetzige Weltstadt hatte damals noch nicht ihren heutigen kosmopolitischen Anstrich, sie zählte rund 500000 Einwohner; jetzt das Vierfache. Für den inneren Verkehr dienten nur die jetzt verschwundenen Droschken zweiter Klasse; die Beleuchtung ließ viel zu wünschen übrig. Der Berliner Bürger lebte schlicht und recht, war sparsam und arbeitsam, wovon ich Gelegenheit hatte, mich in den zwei Wohnungen, die ich bezog, zu überzeugen. Ich wohnte zuerst in der Leipziger Straße bei einem Schneider, dann, um mit einem

Freunde zusammen zu ziehen, in der Schumannstraße bei einem Tischler. Beide Männer arbeiteten tagsüber in größeren Werkstätten. Nach dem Abendessen gingen sie aber nicht aus, sondern arbeiteten zu Hause weiter. Ihre Frauen sorgten musterhaft für den Haushalt und auch für ihre Zimmermieter. Nur Sonntags am Nachmittag machte die Familie einen Ausflug ins Grüne dahin, wo „Familien Kaffee kochen konnten“. Große Bierpaläste gab es noch nicht, die einfacheren Berliner Biere genügten allen Anforderungen, insbesondere die berühmte „Berliner Weiße“, die mit Recht ihren guten Ruf hat. Freilich, Gott sei's geklagt, sind sie in dieser Kriegszeit verwässert. Wir speisten damals zu Mittag recht gut für 60 Pfennige, dazu für 10 Pfennige ein Glas Bier und 10 Pfennige Trinkgeld; ebensoviel beanspruchte der Abend, wenn wir ausgingen, was aber nicht oft geschah. Blieben wir zu Hause, dann sorgte unsere Zimmerwirtin für uns, das kam dann viel billiger zu stehen. Ich habe die brave Frau, bei der ich in der Schumannstraße wohnte, später, als ich bereits Professor in Breslau war, bei einem Aufenthalte in Berlin noch einmal besucht und machte ihr damit eine große Freude.

Abends verkehrten wir, wenn wir ausgingen, gewöhnlich in einer Bierstube in der Nähe der Charité. Dort trafen wir häufig einen älteren Mediziner aus Schweden, der die Berliner Kliniken besuchte. Ziemlich regelmäßig entspann sich zwischen ihm und dem Kellner folgendes Gespräch: „Kellnär, Kellnär!“ Der Gerufene erschien. „Bringen Sie mir ein Beefsteak.“ Das Geforderte kam und wurde anscheinend mit großem Appetit verspeist. Nach einiger Zeit: „Kellnär, Kellnär!“ Der Mann im Frack kam: „Dieser Beefsteak war scheißlich, bringen Sie mir ein Omelett!“ Das Omelett wurde gebracht und bis auf den letzten Rest verzehrt. Dann wieder: „Kellnär, Kellnär!“ Der Gerufene kam: „Dieser Omelett war scheißlich, bringen Sie mir der Dagblatt.“ Er las zu seinem Glase Bier ruhig die Zeitung, zahlte gut und ging, kam aber, trotz der Verurteilung, die er dem Beefsteak und dem Omelett hatte angedeihen lassen, immer wieder. Mehrere Male waren wir Zeuge einer ähnlichen Unterhaltung, so daß wir schließlich, wenn uns etwas Unangenehmes widerfuhr, zu sagen pflegten: „Dieser Omelett war scheißlich.“

Eine Annehmlichkeit für mich war, daß ich Sonntags fast regelmäßig in herzlichster Weise bei meinem Onkel Franz, von dem ich

früher berichtete, daß er ein so hohes Alter erreichte, als Gast aufgenommen war. Er bewohnte mit Frau und zwei Kindern, einem Sohne und einer Tochter, die etwas jünger waren als ich, eine Wohnung am Hafenplatz. Das Haus steht noch heute; ich kann nicht vorübergehen, ohne der Familie in Treue und Liebe zu gedenken. Der Sohn wurde Schauspieler, starb aber in jungen Jahren an Tuberkulose. Die Tochter, eine liebenswürdige, reizende Erscheinung, verheiratete sich mit einem gutgestellten Hamburger Kaufmann, Otto Kahlcke, in dem ich einen von uns Allen hochgeschätzten Verwandten und Freund gewann. Mein Onkel zog nach dem Tode seiner Frau zu ihm. Meine liebe Base erkrankte in noch jungen Jahren an einem Unterleibskrebs. Ich besuchte sie noch auf ihrem Schmerzenslager in Hamburg, als ich 1901 meine erste Amerikareise antrat. Sie war gefaßt und lächelte leise, da ich ihr Trost und Mut zuzusprechen versuchte, als wollte sie sagen: „Du meinst es gut.“ Ich schied mit trüben Ahnungen. Ich sollte sie nicht wiedersehen. Ihr Gatte, mit dem ich in steter Verbindung blieb, überlebte sie nur wenige Jahre; er war einer der besten und edelsten Menschen, die mir im Leben begegnet sind.

Als ich mich in Berlin unter dem Rektorate des Theologen Twesten immatrikulieren ließ, fiel mir der etwas herrische, unangenehm berührende Ton auf, mit dem der damalige Universitätsrichter Lehnert, Bruder des Unterstaatssekretärs Lehnert im Kultusministerium, mit den Studierenden verkehrte. Das war ich weder von Göttingen noch von Greifswald her gewöhnt. Ich komme später auf diese Sache zurück.

Ich belegte Reicherts Vorlesungen über Entwicklungsgeschichte und allgemeine und vergleichende Anatomie, denen ich mich hauptsächlich widmete, dann noch die chirurgische Klinik bei Jüngken, die medizinische bei Frerichs und eine öffentliche Vorlesung über Diffusion bei du Bois-Reymond, um den berühmten Physiologen kennen zu lernen. Reicherts Vorlesungen machten mich zwar mit den mir bisher ziemlich fremden Gebieten der Zeugungs- und Entwicklungslehre sowie mit der vergleichenden Anatomie bekannt, befriedigten mich aber nicht, da ich die Kollegia Sterns, Wöhlens und vor allem Henles und Bardelebens gehört hatte. Reichert hatte eine wunderliche, oft zwar anregende, aber, ich möchte sagen, krause Art zu sprechen. Ich erinnere mich, daß er eines Tages in der Vorlesung

über vergleichende Anatomie auf die chemische Beschaffenheit von Chitin und anderen tierischen Stoffen zu sprechen kam, bei denen zwischen den Chemikern Karl Schmidt in Dorpat und Schloßberger in Tübingen Meinungsverschiedenheiten bestanden, die Reichert erwähnte. Er fuhr dann fort in seinem ostpreußischen Dialekt, den er in unverfälschter Art sich bewahrt hatte, indem er ein recht großes Präparatenglas unter den vor ihm stehenden auswählte und in die Höhe hob: „Meine Herren, dies ist Karl Schmidt“; längere Zeit suchte er dann nach einem kleinen Glase und zeigte uns endlich eines der kleinsten: „Ich kann kein so kleines finden, wie ich wollte, dies ist Schloßberger!“ Mit ähnlichen Einfällen waren seine Vorträge gespickt; sie wirkten ja unterhaltend, aber nicht belehrend.

In der Entwicklungsgeschichte und vor allem in der allgemeinen Anatomie war er, der auf beiden Gebieten Arbeiten von hohem Werte aufzuweisen hat, seit seiner Dorpater Zeit nicht mehr vorwärts gekommen. Kölliker und Max Schultze waren ihm ein Dorn im Auge. Ich konnte mich nicht enthalten, als er uns in seinem mikroskopischen Kursus, wobei aber nur fertige Präparate gezeigt wurden, einmal die Knötchen der Zungentonsille an einem Präparate von einer durch Kochen gehärteten Zunge sehen ließ und sie für Schleimdrüsen erklärte, zu bemerken, daß ich sie für lymphatische Bildungen halte. Er verwies mich auf die eigentümlich glasige Beschaffenheit der betreffenden Bildungen, die auch an verschiedenen Stellen seitliche knospenförmige Vorwölbungen zeigten; das spräche doch für Schleimdrüsen. Ich erwiderte darauf, daß das doch auch auf das vorherige Kochen des Stückes zurückgeführt werden könne. Ich glaube nicht, daß mein Einwand Reicherts Meinung geändert hat. Ich kam auch mit ihm in wiederholte Disputationen über die morphologische Auffassung der tierischen Zellen, bei der Reichert hartnäckig an dem Schwannschen Schema festhielt. Einmal packte er mich, als wir in einem Flur des Anatomischen Institutes auf und ab wandelten und über diese Dinge sprachen, an beide Schultern, schob mich von sich ab und rief: „Ach, Sie sind auch so ein Ketzer wie der Schultze! Was kann man mit so einem Klümpchen Schleim, wie nach ihm eine Zelle sein soll, anfangen?“ Ich meinte, man könne viel mehr damit anfangen, wenn dieses Klümpchen lebendiger Substanz frei sei, als

wenn es eingesargt wäre in eine Membran. Reichert hat seine Meinung nicht aufgegeben. Wir blieben, trotz aller dieser Verschiedenheiten in unserer Auffassung vieler Dinge, im Ganzen guten Einvernehmens. Reichert gab mir einen Arbeitsplatz und Material für die Beendigung der Arbeiten an meiner Doktordissertation und bewies mir, wo er konnte, sein Wohlwollen. Es war überhaupt ein guter, anerkennenswerter Zug bei ihm, daß er sich seiner Schüler gern in freundlicher und fördernder Weise annahm. Wenn man Reichert beurteilen will, muß man auf seine frühere in Dorpat und Breslau verbrachte Zeit zurückgehen. Auch noch in den ersten Jahren seiner Berliner Tätigkeit hat er einige bedeutende Arbeiten geschaffen, so sein Werk über das menschliche Gehirn, über die Gehörschnecke und über eine junge menschliche Frucht im bläschenförmigen Zustande. Es war für ihn und seinen Ruf verhängnisvoll, daß er zu früh senilen geistigen Veränderungen unterlag, während er körperlich noch rüstig blieb und dadurch veranlaßt wurde, länger im Amte auszuharren, als für ihn gut war. Nur zu leicht bleibt dann in der Mit- und auch in der Nachwelt die Schattenseite des Lebens eines Mannes, der auf höherer Warte stand, in der Erinnerung erhalten und wirft ihr Dunkel auch auf die frühere lichte Zeit.

Gern hätte ich die chirurgische Klinik bei Langenbeck angenommen, sie lag aber für das Hauptziel, welches ich bei meiner Übersiedelung nach Berlin ins Auge gefaßt hatte, in der Zeit ungünstig, so daß ich, da mir noch ein chirurgisch-klinisches Semester fehlte, die Jüngkensche Klinik wählen mußte. Wie sie damals war, davon will ich lieber schweigen; es wäre auch viel besser für den alten Herrn gewesen, wenn er zehn Jahre vorher seinen Abschied genommen hätte. Gut wäre es für Manchen, wenn ihm ein treuer Freund zur Seite stände, der ihn darauf aufmerksam machte, daß es Zeit sei, aus dem Amte zu scheiden. Da mir in Reichert und Jüngken zwei Beispiele vor Augen standen, so habe ich in zwei Fällen, wo ich von dem Ministerialdirektor Althoff ersucht wurde, diesen Freundschaftsdienst zu übernehmen, eine so heikle Aufgabe dies auch ist, mich nicht geweigert, sie zu lösen. Althoff wünschte die Härte der Fälle nach Möglichkeit zu mildern und bat mich, dessen freundschaftliches Verhältnis zu den Betreffenden ihm bekannt war, diese zu veranlassen, selbst um ihre Versetzung in den Ruhestand einzukommen. Es gelang

mir dies zu erreichen, ohne daß meine freundschaftlichen Beziehungen beeinträchtigt wurden. Ich bin sogar sicher, daß beide Männer mir dankbar waren.

Frerichs hielt seine Klinik mehr in Vortragsform ab. Es war auch bei der großen Zuhörerzahl kaum anders möglich. Ich besuchte die Klinik als Praktikant und wurde zweimal in dem betreffenden Semester zur praktisch-klinischen Untersuchung aufgefordert. Um ein Bild von der Unterrichtsweise des großen Klinikers zu geben, versuche ich die eine dieser klinischen Stunden, in der ich tätig zu sein hatte, getreu zu schildern. Bevor Frerichs in den dichtgefüllten klinischen Saal eingetreten war, waren dort sechs oder sieben Betten mit Kranken aufgestellt, alles, wie sich bei der späteren Untersuchung herausstellte, Fälle von Pneumonie, aber jeder anders, in verschiedenen Stadien, mit verschiedenen Komplikationen und anderen Verschiedenheiten. Ich wurde nun aufgerufen, die einzelnen Kranken zu untersuchen, Frerichs trat mit mir an die Betten heran, ich mußte perkutieren, auskultieren, palpieren und ihm sagen, was ich fand. Meistens sagte es aber schon Frerichs selbst, der die Fälle ja kannte und nicht erst mehr zu untersuchen nötig hatte. Da nun begreiflicherweise dies alles für das übrige Auditorium, welches von den hinteren Reihen kaum die Kranken sehen konnte, äußerst langweilig war, so brach Frerichs bald damit ab, entließ mich auf meinen Platz und begann nun, auf einer Tischkante Platz nehmend, das Stethoskop in der Hand, mit dem er manchmal auf seine Oberschenkel schlug, seinen klinischen Vortrag über Pneumonie, an die gerade vorliegenden Krankheitsfälle anknüpfend. So kamen am folgenden Tage andere Krankheitsfälle heran, wenn möglich, stets mehrere Fälle derselben Art, was ja bei dem großen Material des Charitékrankenhauses meist geschehen konnte. Diese klinischen Vorträge von Frerichs waren Meisterstücke nach Form und Inhalt und gestützt durchweg auf eigenste reiche Erfahrung, wodurch sie besonders wirksam waren. Die Zuhörer lauschten denn auch mit gespanntester Aufmerksamkeit. Ich habe keine Stunde gefehlt, obwohl ich mir längst klar darüber war, daß ich niemals medizinische Praxis ausüben würde.

Die Möglichkeit sich gut auszubilden, diagnostisch wie therapeutisch, war, neben diesem großzügigen Unterricht in den klinischen Stunden, dadurch gegeben, daß die Assistenzärzte Unterrichtskurse

gaben, daß unter ihrer Leitung und auch der des Klinikers selbst Untersuchungen der Kranken in den Krankensälen stattfanden und daß den Praktikanten einzelne Kranke überwiesen wurden, bei denen sie die Diagnose, Prognose und Behandlung festzustellen, tägliche Besuche zu machen und über den Verlauf der Krankheit öfters Bericht zu erstatten hatten. Solche Berichte dienten dann auch zu kritischen Besprechungen. Im Großen und Ganzen wird wohl so auch heute noch der klinische Unterricht an den deutschen Universitäten gehandhabt. Für die Schulung des angehenden Arztes zu seiner späteren praktischen Tätigkeit, namentlich bei minderbemittelten Patienten, halte ich eine gut geleitete Poliklinik mit reichlichem Krankenstand, wie größere Städte ihn bieten, für besonders wichtig. Und da haben tüchtige Assistenten, selbst gutgeschulte ältere Kommilitonen, deren Rat man als Jüngerer gern annimmt, oft mehr Einfluß auf die Ausbildung der Mediziner als die großen klinischen Lehrer selbst, denn denen ist es auch beim besten Willen unmöglich, selbst an kleineren Universitäten, sich um alles einzelne zu kümmern.

Von meinen Freunden traf ich nur den einen wieder in Berlin, den schon bei meiner Schilderung der Greifswalder Erlebnisse genannten Mediziner, Richard Hermes, gewann aber einen neuen fürs Leben, August Rheinstädter, einen Kölner, der später sich unter Spiegelbergs Leitung als Frauenarzt ausbildete und es in Köln zu einer geachteten Stellung brachte. Auch ihn deckt schon seit langem der grüne Rasen.

So kam nun die Zeit der medizinischen Endprüfungen heran; zunächst die Doktorprüfung, welche damals noch pflichtmäßig war und vor der letzten Prüfung, der medizinischen Staatsprüfung, abgelegt werden mußte. Ich hatte ein anatomisch-physiologisches Thema für meine Doktordissertation gewählt und völlig selbständig nach über ein Jahr lang fortgesetzten Untersuchungen bearbeitet: „De Claviculae articulis et functione“, und hatte die Freude, mein bescheidenes Erstlingswerk im medizinischen Jahresbericht mit Anerkennung berücksichtigt zu finden. Das mündliche Examen bestand ich mit zwei Kommilitonen im Hause des Dekans — es war der wohlbekannt Professor der gerichtlichen Medizin J. L. Casper — bei Torte und Wein, wie das damals üblich war. Außer dem Dekan selber prüften uns Reichert, Frerichs und Jüngken. Ich glaube gut geantwortet

zu haben, während bei meinen beiden Prüfkollegen manche schlimme Lücke ihres Wissens zutage trat. So wußte der eine die Frage Reicherts, welche physiologischen Wirkungen der Speichel habe, nur sehr ungenügend zu beantworten, da ihm die Wirkung des Speichelferments auf Stärke gänzlich unbekannt war. Ich mußte aushelfen und nach einer ausgiebigen Antwort meinerseits schöpfte Reichert Mut und wagte die Frage an mich zu richten, wer denn diese Wirkung entdeckt habe? Auch das konnte ich beantworten. Noch schlimmer, wenn möglich, war die Lücke, die sich bei dem anderen meiner Mitprüflinge zeigte, der die Frage Jüngkens, was denn ein Abszeß sei, nicht zu beantworten wußte. Das war aber Jüngken doch zu arg; er sprang auf, stieß seinen Stuhl auf den Boden und rief aus: „Das hätten Sie aber schon an den Kinderschuhen ablaufen müssen!“ Wir kamen alle drei durch; ich will auch nicht sagen, daß meine beiden Kommilitonen hätten durchfallen sollen, denn sie hatten eine ganze Reihe anderer Fragen richtig beantwortet; indessen war ich doch ein wenig verwundert, als ich am anderen Tage in der Universität unsere Diplome angeschlagen fand, jedes mit dem Prädikat „cum laude“. Das hat meinen Respekt vor dem Werte der Berliner Doktorprädikate, wie sie damals erteilt wurden, nicht erhöht.

Damals war es, wenigstens in Berlin, noch üblich, daß man vor der Zulassung zur eigentlichen Doktorprüfung, dem Examen rigorosum, wie es ähnlich wie „lucus a non lucendo“ hieß, beim Dekan das sogenannte Tentamen medicum, eine Art Vorprüfung, zu bestehen hatte, wahrscheinlich, um Kandidaten mit zweifelhaftem Wissen nicht erst zur Hauptprüfung zuzulassen. Der Dekan stellte einige Fragen und gab jedem ein Thema, welches er auf der Stelle, im Hause des Dekans, schriftlich zu bearbeiten hatte. Es waren einige Stunden Zeit dazu gegeben, während der einige Erfrischungen in Gestalt belegter Brötchen mit einem Glase Wein gereicht wurden. Wir waren drei oder vier Kandidaten zum Tentamen; es ging auch alles glatt, nur bemängelten wir, daß wir nicht noch ein paar von den leckeren Brötchen, die Casper uns mit gutem Wein hatte vorsetzen lassen, mehr bekommen hatten.

Da Casper gerade verhindert war, so kam es, daß ich zu meiner Freude den Doktorhut aus Reicherts Hand empfing. Dabei kam ein ergötzlicher Zwischenfall vor. Vor mir wurde als erster ein Lands-

mann, der Doctorandus Venn, promoviert. Zufällig war die Tür, die durch eine kleine Schranke zum oberen Katheder führte, den man nach der Promotion zur Empfangnahme des Diploms besteigen mußte, nachdem sie Reichert durchschritten hatte, wieder verschlossen worden. Als Reichert nun Venn promoviert hatte und ihn mit den Worten: „Ascendas nunc in Cathedram majorem, quae est Doctorum“ aufforderte, zu ihm auf den oberen Platz zu kommen, ließ sich die Türe nicht öffnen. Reichert winkte dem Pedellen, aber Dr. Venn, ein gewandter Turner, wartete nicht erst den Pedellen ab, sondern schwang sich, kurz entschlossen, über die Brüstung und erschien vor dem erstaunten Reichert, der inzwischen nach dem Pedellen ausgeschaut hatte, mit einer feierlichen Verbeugung. Selbst Reichert hatte Mühe, seiner Heiterkeit Herr zu werden.

Tags darauf reiste ich, mit neuen Besuchskarten als Dr. med. schon versehen, in die Heimat, um dort die Ferien vor der Staatsprüfung in ähnlich froher Stimmung zu vollbringen, wie damals, als ich vom Gymnasium zur Universität übergang.

Als ich im Oktober 1861 zur Ablegung der letzten Prüfung wieder in Berlin eintraf, war gerade König Wilhelm I. mit seiner Gemahlin, der Königin Augusta, von der Krönungsfeier in Königsberg nach dem Berliner alten Königsschloß zurückgekommen. Ich wohnte der Huldigung des Monarchen seitens der Berliner, die er vom Altan des Schlosses entgegennahm, bei. Es war ein erhebender Anblick, die Tausende und Abertausende vor dem Schlosse ihrem Herrscherpaare begeistert zujubeln zu sehen. Mir und sicher vielen unter denen, die da standen, kam das Vorgefühl einer neuen Zeit, die über Preußen und Deutschland herankommen werde. Sie ist gekommen und jetzt standen wir seit vier Jahren in Waffen, um das, was sie uns gebracht, zu wahren, und haben es verloren!

Die Staatsprüfung umfaßte damals zunächst Anatomie und Physiologie, die aber, allerdings von zwei Examinatoren, an einem Tage mündlich geprüft wurden. Man ging zum festgesetzten Termine erst zu Reichert, demonstrierte das vorher angefertigte Präparat — nur ein Messerpräparat; mikroskopische Präparate wurden damals noch nicht gefordert — und wurde dabei mündlich geprüft; dann ging's zu du Bois-Reymond gleichfalls nur zur mündlichen Prüfung. Es gab eine bestimmte Anzahl Themata nach Nummern geordnet; das

Thema für jeden Kandidaten wurde durch Lösen ermittelt. Da die Themata gedruckt vorlagen, so war es natürlich, daß man sich zur Vorbereitung für das Examen die einzelnen Themata gehörig, wie man sagt, „einpaukte“. Freilich war es dem Examinator freigestellt, auch bei der Demonstration des Präparates Fragen zu stellen, ebenso nach dem Vortrage über das Thema, so daß er sich doch überzeugen konnte, ob der Kandidat nur etwas auswendig gelernt habe oder etwas „wisse“.

Nach bestandener Prüfung in diesen beiden Fächern war die Reihenfolge der übrigen: Innere Medizin, Chirurgie, Geburtshilfe frei. Dann kam noch das Schlußexamen. Es war also die damalige Prüfung viel einfacher als die jetzige, wo für mikroskopische und allgemeine Anatomie sowie für Physiologie ein besonderer Prüfungstermin besteht, wo außerdem noch in Pathologischer Anatomie, Kinderkrankheiten, Augenkrankheiten, Nervenkrankheiten, Pharmakologie und Hygiene besonders geprüft wird, während das Schlußexamen, das freilich mehr eine Komödie war, weggefallen ist.

Mir erging es in den meisten Fächern gut, nur in der inneren Medizin wäre ich, und ich muß gestehen mit Recht, aus Nachlässigkeit bei der Untersuchung eines der mir zugewiesenen Fälle, beinahe durchgefallen. Mich rettete damals die Pathologische Anatomie, deren Pflege meinerseits mir hier zum ersten Male fördernd wurde. Meine Examinatoren waren Frerichs und der ältere Quincke. Für Frerichs, der sich meistens vertreten ließ, prüfte der zur Charité kommandierte damalige Stabsarzt Dr. Kühne. Ich bekam von ihm einen Kranken zugeteilt, den ich am Abend bei mangelhafter Beleuchtung untersuchte. Ich brachte heraus, daß er Alkoholiker war und deliriert hatte. Da war ich mit meiner Diagnose — ich weiß heute selbst noch nicht, wie ich dazu kam — ohne weitere physikalische Untersuchung, fertig. Am andern Morgen sollte ich meinen Fall dem Examinator vorstellen und weiter geprüft werden. Siegesgewiß kam ich mit meiner Diagnose: „Delirium tremens ex abusu alcoholis“ heraus. Dr. Kühne sagte nichts als: „Wollen Sie einmal perkutieren!“ Ich tat das und konstatierte auf der einen Brusthälfte eine untere absolute Dämpfung. Ich bekam keinen geringen Schrecken, zumal ich gestehen mußte, daß ich die Perkussion unterlassen hatte. Ich wurde nicht weiter geprüft, während in den nächsten Tagen die

Prüfung der übrigen sechs Kandidaten, die mit mir im Termine waren, ihren Fortgang nahm. Am letzten Prüfungstage stellten wir uns Alle noch einmal zur Prüfung; ich stand, wie gewöhnlich nach meinem verunglückten Anfange, in der Überzeugung, daß ich aufgegeben sei, am Ende der Reihe. Da fragte Dr. Kühne nach pathologisch-anatomischen Befunden bei verschiedenen Krankheitsprozessen, unter anderm auch bei der Pneumonie. Er fragte den ersten, den zweiten und dritten und so weiter, Niemand wußte etwas Ordentliches zu sagen. Nun kam mein Vormann an die Reihe, der gar nichts zu sagen fand. Ich reckte mich etwas, um mich bemerklich zu machen, indem ich dachte, jetzt darf er dich doch nicht übergehen, und richtig, ich wurde gefragt. Nun war ich in meinem Fahrwasser und entwickelte dem Examinator, meiner Meinung nach gut, die pathologisch-anatomischen Befunde bei den verschiedenen Formen der Pneumonie. Nach Schluß meiner Darlegungen sagte Dr. Kühne, indem er die Anderen entließ, ich möge noch ein wenig zurückbleiben. Er ließ mich dann noch in seiner Gegenwart drei Diagnosen an beliebig ausgewählten Fällen stellen, die mir alle drei gelangen, worauf er mir sagte, daß ich meinen Fehler vom ersten Tage gut wett gemacht habe und er sich freue, mich als bestanden erklären zu können. Ich habe dem damaligen Stabsarzt Kühne, der sich bei dem ganzen Examen als ein strenger, aber gerechter und in der Form angenehmer Examinator erwies, stets ein hochachtendes Andenken bewahrt.

Bei der Prüfung durch Quincke ging es mir gut. Eine etwas komische Szene ist mir aus dieser Prüfung im Gedächtnis geblieben. An einem der Prüfungstage sagte Quincke, daß er heute einmal in lateinischer Sprache prüfen wolle; es sei doch mitunter erwünscht, wenn die Ärzte sich bei einem Consilium in einer Sprache verständigen könnten, die man bei den meisten Patienten als unbekannt voraussetzen dürfe. Und er fing an ganz leidlich lateinisch zu reden. Wir schoben unvermerkt unseren Kommilitonen Dr. Veit aus Köln vor, von dem wir wußten, daß er ein guter Lateiner war. Quincke wendete sich auch an ihn mit einer Frage. Nequaquam! antwortete Dr. Veit, vortretend, mit fester Stimme und fuhr nun in einer lateinischen Rede fort, die die Quinckesche an Gewandtheit weit übertraf. Als Veit geendet hatte, dem Quincke erstaunt zuhörte, sagte dieser deutsch, er freue sich sehr, zu erfahren, daß die edle lateinische Sprache

bei der medizinischen Jugend noch gepflegt werde und fuhr fort zu examinieren, aber in deutscher Sprache! Dr. Veit und ich waren gute Bekannte geworden; wir hatten mit Freund Rheinstädter, dessen ich vorhin gedachte, viel zusammen gearbeitet. Veit wurde ein angesehener Arzt in Köln, wo er leider früh verstarb.

Im Anfang März 1862 unterzog ich mich mit etwa acht bis zehn Kandidaten der Schlußprüfung. Obwohl man bis dahin in allen Fächern bestanden hatte, wurde man nun noch einmal in allen kurz mündlich geprüft, und auch noch in einigen naturwissenschaftlichen Fächern; in diesen prüfte damals Ehrenberg. Man wußte ja, daß von einem Durchfallen nicht die Rede war und auch kaum sein konnte, da man doch schon vorher in diesen sämtlichen Fächern die Zensur „bestanden“ erhalten hatte. Diese Prüfung war offenbar als ein alter Zopf aus früheren Zeiten, wo sie vielleicht einmal Bedeutung gehabt hatte, übrig geblieben. Es dauert gewöhnlich länger als gut ist, bis man solche veraltete Dinge in den Rumpelkammern verschwinden läßt. Es wäre auch vielleicht ganz angebracht, wenn von Staatswegen eine besondere Kommission eingesetzt würde, die von Zeit zu Zeit zu prüfen hätte, ob nicht eine Anzahl Gesetzesparagraphen oder Verwaltungs- und Polizeiverordnungen zu streichen wären.

Nun, bei dem Schlußexamen, welches ich abzulegen hatte, ging es zu, wie zu erwarten war. Die aus der Anatomie, Physiologie und aus den klinischen Fächern gestellten Fragen wurden leidlich beantwortet, aber bei dem alten würdigen Ehrenberg in der Botanik und Zoologie ging's sehr dürftig, so daß man ihm bald anmerkte, daß er nur mit einer gewissen Ängstlichkeit seine Fragen stellte. Nach einigen Mißerfolgen sagte er dann meinem Vormanne, er möge ihm irgendein Tier nennen, von dem er etwas wisse. Mein Nachbar antwortete: „Der Löwe.“ „Gut!“ sagte Ehrenberg, „was wissen Sie denn vom Löwen?“ Kühn antwortete der Gefragte: „Der Löwe ist ein Raubtier“ und schwieg. „Nun,“ fragte Ehrenberg weiter, „was wissen Sie denn sonst von ihm?“ Mein Vormann dachte eine Weile nach und sagte: „Ja! er hat sehr große Zähne und das ist auch von medizinischem Interesse, denn er kann dem Menschen schwere Verwundungen beibringen.“ Auf weitere Fragen, nach zoologischen Merkmalen, reagierte mein Nachbar nicht mehr viel. Dann wandte sich Ehrenberg ganz verzweifelt an mich und ersuchte mich, ihm

irgendein Tier zu nennen, von dem ich etwas wisse. Ich bat ihn darauf, er möge mir selbst ein Tier nennen oder eine Tiergruppe, über welche er Auskunft wünsche. Ehrenberg zögerte eine Weile, als ob er dem Gehörten nicht recht traue, dann sagte er: „Gut denn, bleiben wir bei den Raubtieren.“ Als ich ihm nun zufriedenstellende Auskunft geben konnte, erheiterte sich sein ganzes Wesen; er wurde kühn und fragte, ob ich auch etwas von wirbellosen Tieren wisse. Ich konnte dies bejahen und so stellte er mir nur noch einige Fragen aus diesem Gebiete, die ich glatt beantwortete. Ich hatte mich ja bei meinem Vorhaben, Anatom zu werden, schon seit Jahren eifrig mit Zoologie und vergleichender Anatomie beschäftigt und war daher meiner Sache sicher. Es machte Ehrenberg offenbar Vergnügen, auch einmal Antworten zu bekommen und nicht mit einem vollständigen Mißerfolge aus dieser Prüfung zu scheiden. Mich freute es, bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft des berühmten Mannes gemacht und ihn zufriedengestellt zu haben.

Wie war mir zu Mute, als ich damals nach beendigtem Examen an dem schon dunklen Märzabend auf die Straße trat? Nicht froh, ernst war meine Stimmung. Ich sagte mir, daß nun die frisch-freifrohe Studentenzeit ihr Ende erreicht habe und der Ernst des Lebens beginne. Im Gespräch mit meinen Freunden verweilte ich noch eine kurze Zeit; früh ging ich heim und zur Ruhe. Am anderen Tage verließ ich Berlin, nicht ahnend, daß ich es dereinst, nach erreichtem Ziel, zu dauerndem Wohnsitz wiedersehen sollte.

Für meine nächste Unterkunft hatte sich mir während der Prüfungsmonate in Berlin ein Platz gefunden. Dr. Klebs, damals Assistent bei Rudolf Virchow, hatte von seinem früheren Lehrer Professor v. Wittich, Physiologen in Königsberg, Auftrag erhalten, ihm in Berlin einen Assistenten zu besorgen. Er hatte mich kennen gelernt und wußte, daß ich nach einer Stellung suchte, die mir Gelegenheit bot, mich weiter in der Anatomie und Physiologie auszubilden, um dem Berufe eines Universitätslehrers zuzusteuern. So teilte er mir dann den Auftrag v. Wittichs mit und riet mir, die Assistentenstelle anzunehmen. Ich wäre zwar lieber Assistent an einer anatomischen Anstalt geworden; aber ich sagte mir, es sei wesentlich, nicht erst zur medizinischen Praxis überzugehen, sondern zu nehmen, was mich dem erstrebten Berufe näher brächte. v. Wittich

hatte übrigens auch den Unterricht in der Histologie zu vertreten; außerdem befand sich die physiologische und die anatomische Anstalt Königsbergs in einem und demselben Gebäude, und so hoffte ich Gelegenheit zu finden, mich auch in allen Zweigen der menschlichen Anatomie weiterzubilden. Ich nahm also die Stelle an mit Bewilligung meiner Eltern, die ich um so mehr erbitten mußte, als mein festes Einkommen in Königsberg nur 150 Taler jährlich betrug, ich also auf weitere Zuschüsse angewiesen war.

V. Kapitel.

Universitäts-Dozentenjahre: Wanderjahre.

1. Königsberg.

Freundliche Aufnahme in der Universität. — Förderung durch die Pathologische Anatomie. — Assistententätigkeit bei Professor v. Wittich. — Erste anatomische Vorlesung. — Erlebnisse mit Papageien; etwas über Tierpsychologie. — Eigene Erfahrungen mit Äther- und Chloroform-Narkose. — Der Anatom August Müller. — Meine Verlobung.

Anfang Mai 1862 traf ich in der alten Preußenstadt am Pregel ein. Bei schönstem Frühlingswetter, mein Auge noch an den schön blühenden Rapsfeldern weidend, hatte ich Westfalen verlassen, auf der Fahrt durch die eintönige Landschaft Westpreußens begleitete mich Schneegestöber. Im Wittichschen Hause fand ich gleich die beste Aufnahme, die im Laufe der Zeiten zu herzlicher Freundschaft führte. Mein Dienst bestand in den Vorbereitungen für die Vorlesungen, in der Sorge für das Inventarium und die Laboratoriumsbestände, in der Hilfe bei den Arbeiten v. Wittichs und denen der Laboranten. Unter diesen befand sich damals ein älterer Student, Freund des Wittichschen Hauses, Max Cohn aus Elbing, mit dem ich bald Freundschaft schloß. Das wurde eine Freundschaft fürs Leben. Albert Kayser, Joseph Koch, Leonhard Landois, Richard Hermes und Max Cohn, der später in Wiesbaden unter dem Namen Conrady einer der angesehensten Ärzte war, sind meine treuesten und besten Freunde aus der Jugendzeit geblieben, und durch die Beziehungen zu mir auch selbst einander näher gekommen: die Katholiken, der Protestant und der Jude; oft haben religiöse